

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

848798  
II 1918/51

und des  
Wissens

Jahrgang  
1918  
Band 5

Bibliothek  
der  
Unterhaltung  
und des  
Wissens





# Zuckerkrankte

erhalten Gratis-Broschüre über diätlose Kur (nach Dr. med. Stein-Callenfels). W. Richartz, Köln 31, Georgsplatz 2b.



## Beinkorrektionsapparat

**Segensreiche Erfindung**  
Kein Verdeckapparat, keine Beinchen.

Unser wissenschaftlich feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Ärztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt u. wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werden. Bequem im Felde zu benützen, da sehr leicht im Gewicht (1 1/2-2 kg) u. in einigen Augenblicken an- u. abgelegt werden kann. Verlang. Sie g. Einsend. von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinefehler zu **heilen.**

Wissenschaftl. erprobtd. Versand „Ossale“  
**A. Hildner, Chemnitz 14, Ischopauerstr. 2.**

## Über 300 000 im Gebrauche Haarfärbekamm



(ges. gesch.  
Marke  
„Hoffera“)  
färbt graues  
oder rotes  
Haar **echt**  
blond, braun  
od. schwarz.



Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. M. 3. —.  
**Rud. Hoffers,** Kosmetisch. Laboratorium  
Berlin 75, Koppenstr. 9.

## + Reines Gesicht +



rosige Frische verleiht rasch u. sicher „Krem-Halfa“. Unübertröf. geg. Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 3. —.

**H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.**

## + Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal u. für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger Erfolg durch Selbstanwendung. Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5. — gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.**



## Dialith Hautrein

ges. geschlützt  
— wirkt über Nacht. —  
Entfernt sofort alle Hautpckel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen und erzeugt blendend weiße Stirn und Nase. Wirkung durch Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante junge Welt.  
Flasche 3 Mark, mit Lilien-Waschmittel 4 Mark.

## Rud. Hoffers,

Kosmet. Laboratorium,  
Berlin-Karlshorst 75.

## Fortmitdem

Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladentiefel verwendbar.

Grat.-Brosch. senden:

Extension, G. m. b. H.,

Frankfurt a. M., Eschersheim No. 263.



---

# Gallen- und Leberleiden

(Selbsucht und Gallensteine.)

(Nachdruck verboten.)



Es wird allen an diesen Krankheiten Leidenden zum Troste gereichen, daß das bereits allgemein bekannte Buch, betitelt „Pfarrer Heumann, Die neue Heilmethode“, neuerdings durch ein sehr wertvolles Kapitel betreffend Gallen- und Leberleiden bereichert wurde. Es wird in diesem Kapitel des Näheren auf die Entstehung und Verhütung, sowie auf die Heilung dieser Krankheiten

mit den Pfarrer Heumann'schen Mitteln eingegangen. Wenn man die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, mit der Pfarrer Heumann bisher zu Werke gegangen ist, kennt, so darf man dessen gewiß sein, daß seine Mittel und Ratschläge auch in diesem Falle das Beste darstellen, was überhaupt geboten werden kann. Reichen Dank hat Herr Pfarrer Heumann schon geerntet, denn über 10 000 schriftliche Anerkennungen über hervorragende Wirkungen seiner Kuren sind in wenigen Monaten eingegangen und reichen Dank wird er auch künftighin von ungezählten Kranken ernten, die sich seine Erfahrungen zunutze machen. Diese sind in dem bekannten 200 Seiten starken, reich illustrierten Buch: „Pfarrer Heumann, Die neue Heilmethode“ zusammengefaßt, welches jeder Leser unseres Blattes vollständig umsonst zugesandt erhält, wenn er an folgende Adresse darum schreibt: Ludwig Heumann u. Co., Abt. G 242, Nürnberg 2, Brieffach 109. Das Gratisbuch dürfte übrigens von allgemeinem Interesse sein, weil darin nicht nur Wissenswertes über die genannten Krankheiten enthalten ist, sondern auch über Gicht und Rheumatismus, Lungen-, Nerven-, Magen-, Darm-, Blasen-, Nieren- und Hämorrhoidal-leiden, Zuckerkrankheit, Wassersucht, Asthma, Blutarmut, Bleichsucht, Arterienverkalkung (Schlaganfall), Erkältungskrankheiten, offene Füße, Flechten, Krätze und viele andere Krankheiten.

---



.)  
n  
s  
lt  
,  
el  
ct  
s  
g,  
en  
n  
er  
n  
in  
en  
on  
r=  
en  
on  
ge  
n,  
il=  
es  
de  
12,  
ns  
is=  
ern  
n=  
al=  
ut=  
ll),  
en



Zu der Erzählung „Der steinerne Mann“ von Hanns Wohlbold.  
(S. 48)

Originalzeichnung von Fritz Bergen.



# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen  
von hervorragenden Schrift-  
stellern und Gelehrten  
sowie zahlreichen  
Illustrationen

Jahrgang

\* 1918 \*

Fünfter

Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

A. g. XIII.

013798



II



# Inhaltsverzeichnis

	Seite
<b>Der steinerne Mann</b>	
Von Hanns Wohlbold. Mit Bildern von Fris Bergen . . . . .	5
<b>Die schöne Polin</b>	
Roman von Horst Bodemer (Fortsetzung) . .	51
<b>Im Reiche des weißen Elefanten</b>	
Von David Falk. Mit 19 Bildern . . . .	107
<b>Die Stunde des Erkennens</b>	
Von Paul Rosenhayn . . . . .	138
<b>Tanzende Bohnen</b>	
Von Adolf Koelsch . . . . .	151
<b>Andreas Hofer zum hundertfünfzigsten Ge-     burtstag</b>	
Von Melchior Gölch. Mit 7 Bildern . .	155
<b>Ein Salzberg</b>	
Von D. Gronen . . . . .	176
<b>Die erste Begegnung mit Russen</b>	
Von Anton Strašimiroff . . . . .	179
<b>Die Verstaatlichung der Elektrizitätsversorgung</b>	
Von Dr. El. Heiß . . . . .	185
<b>Der Weltkrieg. Zweiundvierzigstes Kapitel</b>	
Mit 9 Bildern . . . . .	194

## Mannigfaltiges

Seite

Die Kraft der Schlangen . . . . .	214
Ein tirolischer Freiheitsheld . . . . .	215
Chinesische Vorstellungen von Europa . . . . .	216
„Verdienen“ . . . . .	216
Schlittenfahrten ohne Schnee. Mit 2 Bildern	217
Ein eigenartiger Gnadenbeweis . . . . .	220
Alles hat seine Zeit . . . . .	220
Pumpnickel . . . . .	221
Ein königlicher Abgang . . . . .	222
Ein Wortspiel über Arras . . . . .	224





# Der steinerne Mann

Von Hanns Wohlbold

Mit Bildern von Fritz Bergen

Die Sonne hatte bereits den größten Teil ihres Tageslaufes zurückgelegt. Wie eine große, blendende Silberscheibe hing sie tief im Westen, und das weißleuchtende Haupt des Kilimandscharo flimmerte in ihrem letzten Schein. Ein heißer, zitternder Brodem wogte über der üppig blühenden Steppe. Hier und dort ragte niedriges Gestrüpp wie eine Insel aus dem hohen, saftigen Gras, breite Strecken roten Gesteins lagen wie Blutflecke im frischen Grün, vereinzelte Sträucher reckten sich hoch empor, und neben Dornbüschen, die harte, kahle Äste in die klare Luft krallten, neigten sich blütenschwer die rot und violett leuchtenden Zweige der Aloen. Wo der Pangani träge seine Fluten durch das breite Bett wälzte, verdichtete sich die Pflanzendecke der Steppe zu einem hohen, verzäzten Urwald Dickicht, aus dem auf dem jenseitigen Ufer fast unmittelbar am Walde die steilen Hänge des Paregebirges emporstiegen, von denen schmale Kinnale abwärts sickerten und Wasserfälle wie weiße Schleier über den Felsen lagen, umstäubt von den zerschellten Tropfen, die in der Sonne glänzten.

Am entgegengesetzten Ufer des Pangani, durch einen Abstand von kaum hundert Schritten vom Wald, der ihn begleitete, getrennt, lag die kleine deutsche Militärstation wie ausgestorben in tiefer Ruhe im Steppenland. Die weißen Mauern leuchteten hell aus dem satten Grün der Büsche, die Wellblechdächer gleißten im Sonnenschein, und am hohen Bambusstock baushchte sich die deutsche Fahne in dem leichten Wind, der vom Kilimandscharo herunterwehte, dessen mächtiges Bergmassiv die ganze Landschaft beherrschte.

Es schien, als ob weit in der Runde alles Leben erloschen sei. Hin und wieder tauchte eine Antilope auf und stand einen Augenblick still; mit hochehobenem Kopf äugte sie umher, um dann in mächtigen Sätzen durchs hohe Gras zu fliehen. Fern brach ein Elefant durchs Dickicht, das sich krachend unter seinen schweren Tritten teilte, aber dann wieder war weit und breit kein lebendes Wesen zu entdecken — bis plötzlich eine wilde Szene das ganze Landschaftsbild veränderte.

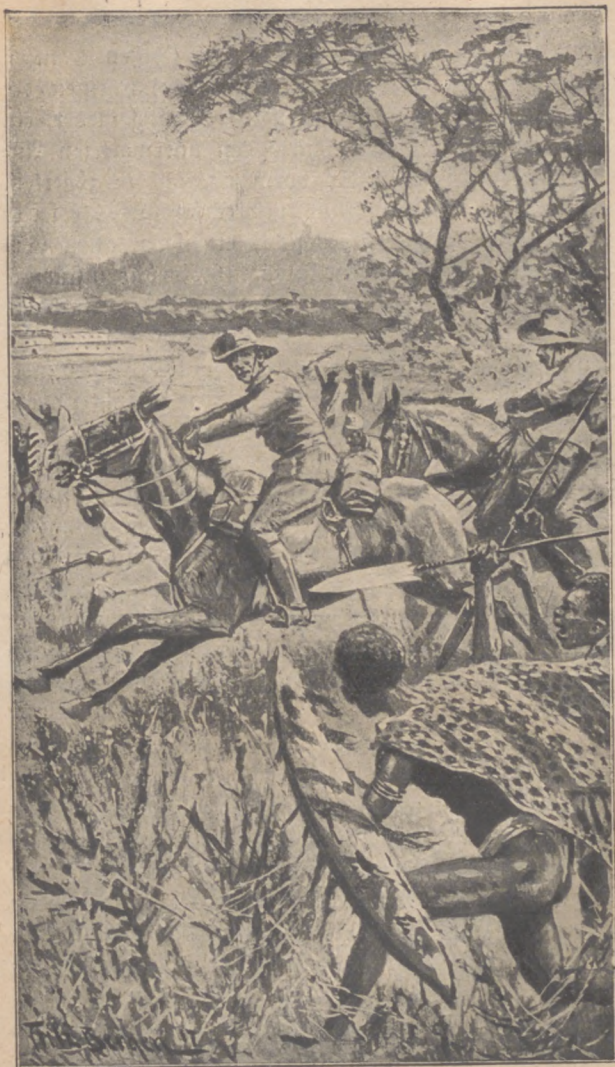
Zuerst tauchten aus einem Laubwald, der südlich von der Station in der Steppe, weit draußen, lag, zwei Reiter in der Uniform der Schutztruppenoffiziere auf. Askari, schwarze Soldaten, folgten ihnen auf den Fersen, aber sie hatten kaum das Waldesdickicht verlassen und sich in gestrecktem Galopp in der Richtung nach der Station gewendet, als es schon ringsum, neben, hinter ihnen und zum Teil auch seitwärts voraus von dunklen Gestalten wimmelte. Von allen Seiten kamen sie, ohne daß jemand hätte sagen können, woher sie plötzlich auftauchten.

„Vorwärts,“ rief der vorderste der Reiter, Hauptmann Olfers, der Kommandant der Station, „laßt die Pferde laufen, so viel sie können, sonst schneiden uns die Massai den Weg ab, noch ehe unsere braven Burschen uns zu Hilfe kommen können.“

Daß die Wilden diese Absicht hatten, war leicht zu sehen. Die dunklen, fast nackten Gestalten stürmten mit lautem Geschrei von allen Seiten an; in der Linken trugen sie den langen, schmalen Schild, in der Rechten den Speer mit der breiten, fast armlangen Eisenplatte; mit gewaltigen Sprüngen setzten sie durch die Büsche.

Im Fort war man bereits auf das, was sich zutrug, aufmerksam geworden; die Fliehenden hatten kaum





den Wald verlassen, als hinter den weißen Mauern schon die ersten Schüsse krachten. Manch einen der Massai warf die Kugel mitten im Sprung nieder, ein Teil von ihnen stürmte, durch den unerwarteten Angriff gereizt, noch wilder vorwärts, andere zögerten. Einer aber war allen voraus, und es sah aus, als sei er allein in der Lage, die Absicht, die ihnen allen vorzuschwebte, zu verwirklichen. In Panthersprüngen stürmte er dahin und ließ alle anderen hinter sich. Auch die Mutigsten der Wilden zögerten, als drüben die Maschinengewehre knatterten, und als durch das geöffnete Tor die deutschen Askari, mit weißen Schutztruppen-soldaten untermischt, ins Freie drängten. Die Schützenkette schwärmte in der Steppe aus, und als die Wilden sich den Bajonetten gegenüberfanden, die hell in der Sonne blitzten, da kamen ihre Reihen ins Wanken. Der Angriff konnte bald als abgewiesen gelten, ehe es zum Handgemenge kam, und der wagemutige Massai, der es allen seinen Stammesgenossen voraus tun wollte, geriet unversehens zwischen zwei Feuer, und trotz wilder Gegenwehr sah er sich rasch gefangen und entwaffnet.

Eine Minute später sprang Hauptmann Olfers im Fort aus dem Sattel.

„Sie fanden einen heißen Empfang, Herr von Sacken,“ wandte er sich an seinen Begleiter, einen noch jungen, hochgewachsenen Leutnant mit frischen, offenen Zügen, „aber Sie werden es im Kriege ja wohl kaum anders erwartet haben. Es ist gut, daß wir uns da draußen begegneten, sonst wären Sie wohl in die Hände dieser schwarzen Kerle gefallen. Aber nun seien Sie willkommen. Meine Frau wird sorgen, daß Sie es hier möglichst angenehm finden.“



„Sie haben Ihre Frau hier in der Wildnis?“ fragte der Leutnant erstaunt.

Olfers gab dem schwarzen Burschen die Zügel seines Pferdes, dann antwortete er lachend: „Ich kann mir denken, daß Sie sich wundern. So etwas findet man nicht alle Tage. Aber auch meine Frau ist nicht alltäglich; sie haust seit einem halben Jahre hier. Eine mutige und entschlossene Kleine Frau, wie Sie bald sehen werden; ganz für Afrika geschaffen.“

Sie waren unterdes zu dem geräumigen, wenn auch niedrigen Haus getreten, das der Hauptmann bewohnte. Im Schatten eines ungeheueren Affenbrotbaumes hatte der Offizier sein Heim erbaut, und neben der Veranda, auf die sie jetzt traten, wuchsen zierliche Zwergbuchen, die ganz heimatisch anmuteten.

„Geh, Asmani,“ wandte sich Olfers an einen schwarzen Diener, der eben aus der Türe trat, „und sage meiner Frau, ich lasse sie bitten; wir haben Besuch.“

Der Hauptmann hatte noch nicht Zeit gehabt, sich zu wundern, daß seine Gemahlin sich bisher nicht sehen ließ.

„Sie ist nicht hier,“ sagte der Schwarze mit einem verlegenen Ausdruck in dem nicht unintelligenten Gesicht.

„Nicht hier?“

Der Hauptmann hob erstaunt die Brauen. „Wo ist sie denn?“ fragte er unruhig.

Asmani machte eine Geste gegen den Ausgang des Forts hin: „Weggeritten, Herr Hauptmann.“

„Weggeritten?“

Der Hauptmann traute seinen Ohren nicht. Er wiederholte das Wort erregt, in fragendem Ton. Es war doch kaum möglich, daß dies richtig sein sollte.

In diesem Augenblick trat der Oberleutnant Wendler, der in der Abwesenheit des Kommandeurs dessen Stelle übernommen hatte, heran, und nachdem er die beiden Herren begrüßt, gab er, offensichtlich von dem, was er zu berichten hatte, selbst sehr peinlich berührt, die gewünschte Auskunft. Hauptmann Olfers hörte ihm mit wachsender Erregung zu. Seine Frau war wirklich nicht im Fort. Sie hatte heute am Morgen, als er sich zu einem Erkundungsbritt entfernte, dringend den Wunsch geäußert, ihn begleiten zu dürfen. Er konnte sich nicht entschließen, sie mitzunehmen. Der Ritt, der ihn zunächst stromaufwärts nach Norden, dann in einem weiten Bogen gegen Osten und schließlich von Süden her wieder in die Niederlassung zurückführen sollte, war sehr anstrengend und auch nicht ganz ungefährlich. Freilich wußte man noch nichts davon, daß es den Engländern gelungen war, die Massai zum Aufruhr zu bewegen. Es war wohl bekannt, daß englische Agenten unter ihnen schürten, doch galten die Schwarzen bis jetzt noch für treu. Der heutige Überfall war ganz plötzlich und unvorhergesehen gekommen. Die junge Frau gab schließlich nach, als Olfers ihr die Anstrengungen des Rittes, der mit möglichst geringem Zeitaufwand erledigt werden sollte, vorstellte. Sie sah ein, daß es besser war, wenn sie zu Hause blieb; aber sie konnte sich's nicht versagen, dem Gatten wenigstens ein Stück Weges entgegenzureiten. Sie wußte, daß er von Süden her kommen würde, und auch die Zeit seiner Rückkehr war ihr wenigstens annähernd bekannt. Oberleutnant Wendler hatte zwar versucht, sie zurückzuhalten, aber seine Vorstellungen klangen nicht so zwingend, daß die Dame sich seinen Gründen gebeugt hätte, und so ließ er sie — vor etwa ein bis zwei Stunden — reiten.



Hauptmann Dfers geriet in höchste Erregung und machte dem Oberleutnant Vorwürfe, weil er nicht darauf gedrungen hatte, daß die Frau wenigstens eine Begleitung mit sich nahm. Wendler hatte darüber allerdings mit ihr gesprochen; aber sie lehnte ab. Sie war mit der neuen Heimat in der Wildnis so vertraut geworden, daß sie oft, trotz aller Warnungen ihres Gatten, alle Vorsichtsmaßregeln vergaß, und Spazierritte in der Nähe des Forts, die sie ganz allein unternahm, waren nicht selten. Asmani, der besonders in ihren Diensten stand, hatte sie fast immer begleitet; heute hatte auch er es versäumt. Nun war das Unheil geschehen.

Hauptmann Dfers raffte sich zusammen; er eilte zurück zum Tor und stieg die Leiter empor, die dort angebracht war, um über die Mauerbrüstung Ausschau zu halten. Leutnant von Sacken, der durch den Vorfall nicht weniger betroffen war als die anderen, folgte ihm und suchte ihn zu trösten. Es war freilich schwer, Gründe zu finden, aus denen man Hoffnung schöpfen konnte, daß Frau Hauptmann Dfers einen Ausweg aus ihrer gefährlichen Lage finden würde. Wenn nicht durch eine unvorhergesehene glückliche Fügung die Massai das Feld räumen würden, mußte man sich ausschließlich auf den Mut und die Geistesgegenwart der Frau verlassen. Man wollte versuchen, sich vom Fort aus mit ihr in Verbindung zu setzen. Ihr Gatte war entschlossen, unter dem Schuß der Nacht nach ihr zu suchen, aber auch davon war nicht viel zu hoffen.

Über die Pläne der Massai konnte vielleicht der Gefangene Auskunft geben. Hauptmann Dfers überzeugte sich von seinem Beobachtungsstande aus leicht, daß wenigstens augenblicklich nichts geschehen konnte.

Die Massai hatten sich zwar zurückgezogen, aber sie waren immer noch sehr nahe. Hinter den Büschen lagen sie in einem weiten Kreis um die Niederlassung, so gut gedeckt, daß man nur Patronen verschwendete, wenn man jetzt nach ihnen schießen wollte. Die Frau war zweifellos außerhalb dieses Kreises. Sie wußte in der näheren Umgegend gut Bescheid, und zum Glück gab es auch Orte genug, an denen sie wenigstens für den Augenblick Schutz finden konnte. Das Ufer stromabwärts war teilweise felsig, und es gab zahlreiche, oft ziemlich große Höhlen im Gestein. Verschiedene derselben waren am Eingang so dicht mit Büschen verwachsen, daß man sie nur durch Zufall finden konnte. Erst vor kurzer Zeit hatte der Hauptmann, als er mit seiner Frau und Asmani die Steppe am Pangani durchstreifte, eine solche entdeckt. Vielleicht war sie dort hin geflüchtet, als sie den Rückweg abgeschnitten fand.

Schweren Herzens verließ Olfers seinen Posten. „Der heutige Tag,“ sagte er zu Leutnant von Sacken, „hätte mir durch Ihre Ankunft zu einem frohen werden können. Ich wartete schon immer auf den Befehl, das Fort zu räumen. Man tut ja so etwas sehr ungern, aber ich weiß längst, daß ich es unter keinen Umständen werde halten können. Noch gestern wäre es wohl möglich gewesen, hier herauszukommen. Drunten am Pangani liegt wohlversteckt ein großes Floß, da wären wir stromabwärts gefahren. Heute ginge es, auch wenn meine Frau hier wäre, wohl nicht mehr. Die Massai werden damit rechnen, daß wir versuchen könnten, auf dem Wasserwege zu entkommen, und ich zweifle nicht, daß sie den Pangani beobachten. Eine halbe Stunde von hier gelegen, ragen Felsen aus dem Wasser, zwischen denen wir eben mit dem Floß



noch hindurchkommen. Wenn aber die Wilden sich dort festgesetzt haben, und so flug sind sie jedenfalls, käme kein einziger Mann lebend vorüber."

"Und der Weg über das Paregebirge?" fragte Herr von Sacken.

Olfers schüttelte den Kopf: "Es ist von dieser Seite aus nicht zu ersteigen. Außerdem sitzen auf den Höhen Engländer, die uns beobachten. Sie warten nur, bis uns die Massai überwältigt haben, dann werden sie eine halbe Tagereise von hier entfernt herabkommen und das Fort besetzen, wenn bis dahin überhaupt noch ein Stein auf dem anderen steht."

Herr von Sacken, der durch die Verhältnisse dazu gekommen war, das Los der kleinen Besatzung zu teilen, nickte nur. Er wußte ja selbst, wie schlimm es hier stand. Sein Kommandeur, der ihn hierher sandte, damit er Hauptmann Olfers den Befehl zur Räumung des Forts bringen solle, hatte Zweifel darüber geäußert, ob es überhaupt nicht schon in englischer Hand sei.

Schweigend begaben sich die Offiziere auf die Veranda des Hauses. Hauptmann Olfers hatte Befehl gegeben, ihm den Gefangenen vorzuführen.

Der Massai war ein großer, kräftiger Mensch, unbekleidet bis auf das Leopardenfell, das er über den Schultern trug, und seine dunklen Augen blickten wild unter den wulstigen Brauen. Das Abenteuerliche seines Aussehens wurde noch dadurch erhöht, daß er nach der Sitte seines Stammes Arme und Beine mit einem Gemisch von Fett und rotem Ton beschmiert hatte. Er beantwortete die Fragen, die ihm Hauptmann Olfers stellte, rasch und höhnisch. Es schien ihm nicht daran zu liegen, irgend etwas zu verbergen. Die verhassten Weißen sollten nur wissen, wie es um sie stand.

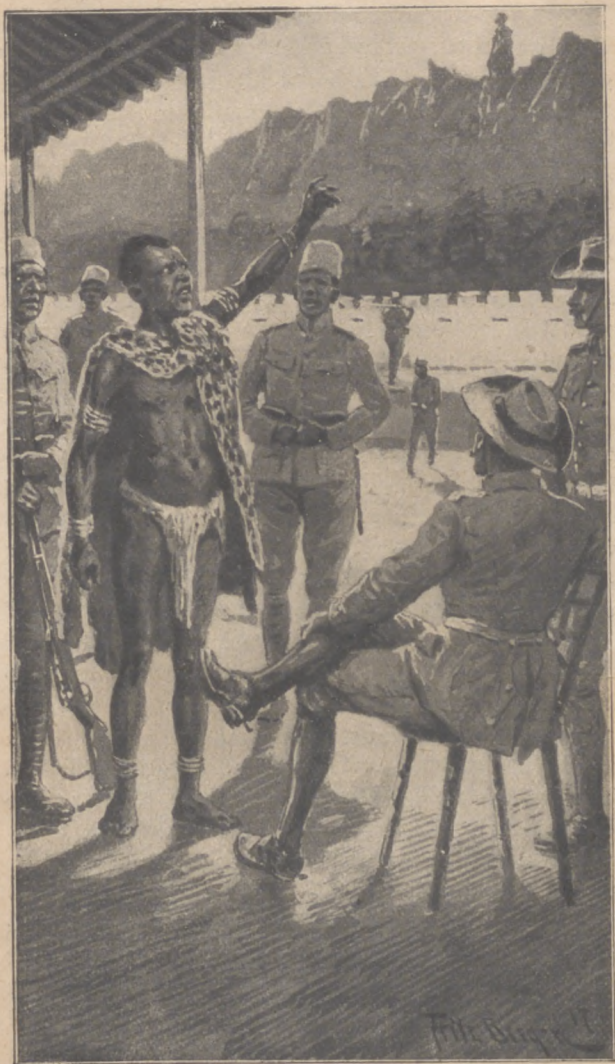
Er gab zu, daß die Engländer sie veranlaßt hätten, sich zu empören und das Fort zu überfallen, und daß sie alles tun würden, um es in ihre Gewalt zu bekommen. Stets gehörten die Massai zu den am schwersten zu behandelnden Eingeborenen des Hinterlandes, und es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um in ihren Reihen den hellen Aufruhr zu entfachen.

Hauptmann Olfers wußte das sehr wohl, aber er stellte trotzdem die Frage, ob man nicht unterhandeln könne. Vielleicht zogen sich die Massai unter gewissen Voraussetzungen zurück. Der Gefangene erwiderte höhniisch: „Wir gehen nicht, so lange noch einer von euch am Leben ist, und so lange ein Stein von diesen Häusern steht.“ Verächtlich setzte er hinzu: „Ihr seid zu schwach, uns zu vertreiben. Weißt du nicht, daß niemand je die Sogonoimassai besiegen wird, solange der steinerne Mann da droben steht. Ehe der steinerne Mann nicht von seinem Berge ins Thal herabsteigt, wird kein Feind uns besiegen.“

Der Gefangene deutete bei diesen Worten, die er in stolzem Ton mit erhobener Stimme sprach, nordwärts, und Leutnant von Sacken, der mit den Blicken dieser Richtung folgte, konnte einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken.

Es war bereits nahe am Abend, die Sonne stand so tief, daß ihr letztes Licht nur noch die Bergesgipfel streifte. Die hohen Felsen ragten in roter Abendglut über den Wäldern, und droben, auf der kahlen Höhe des Paregebirges, stand der dunkle Umriss einer menschlichen Gestalt gegen den tiefblauen Himmel. Es war ein Fels, der sich von einer breiten Basis nach oben verjüngte, so daß man ihn für einen mit weitem Mantel umhüllten Mann halten konnte, auf dessen breiten





Schultern ein scharf profilierter Kopf saß. Die riesengroße Gestalt war der berühmte steinerne Mann, zu dem der Stamm der Sogonoimassai mit abergläubischer Scheu emporblickte.

„Er ist, wenn man diesen Ausdruck hier anwenden darf, der Schutzheilige dieser Wilden,“ erklärte der Hauptmann später Herrn von Sacken. „Unter den Massai geht die Sage, daß sie von jeder Gefahr behütet bleiben, solange er da oben steht. Erst wenn er einmal seinen Platz verläßt, wird es ihren Feinden gelingen, sie zu unterwerfen. Diese Sage läßt sich vielleicht sehr einfach erklären. Das Paregebirge bildet eine fast unübersteigliche Mauer, die für das Massaiivolk den besten Schutz gegen jeden Angriff von Norden her bietet. Der steinerne Mann gilt ihnen als Verkörperung dieses Schutzes. Ich ließ mir sagen, daß sie ihn für Euganoi selbst halten, für ihre Hauptgotttheit, dessen Söhne, nach ihrem Glauben, alle Massai sind, und unter dessen Schutz sie alle stehen.“

Als der Gefangene abgeführt war, brach nach kurzer Dämmerung schnell die Nacht herein. Schweigend und in sehr gedrückter Stimmung verzehrten die Offiziere ihr einfaches Abendessen. Hauptmann Olfers hatte seine Leute ringsum an der Mauer aufgestellt, so daß sie jeden Angriff des Feindes abschlagen konnten. Ob schon in dieser Nacht der entscheidende Ansturm zu erwarten war, ließ sich nicht voraussagen, doch zweifelte Olfers daran. Die Massai warteten wohl noch Verstärkungen ab. Er selbst aber wollte nicht untätig bleiben und wenigstens den Versuch machen, ob er nicht zu seiner Frau gelangen könnte. Die Aussicht dazu war indes, wie er sich schmerzlich gestand, recht gering. Die Wilden waren auf ihrer Hut; weit in der



Runde glommen ihre Feuer unter dem sternklaren Himmel hinter Busch und Gestrüpp.

Es war Mitternacht, als der Hauptmann vorsichtig an einer Stelle, die in tiefem Schatten lag, über die Mauer stieg.

Niemand achtete auf Asmani, den Diener vom Stamme der Wapare, der während des ganzen Abends teilnahmslos und in sich zusammengesunken auf der Veranda hockte. Er war der Hauptmannsfrau treu ergeben, und der Vorwurf, der ihn dafür traf, daß er sie nicht begleitet hatte, schmerzte ihn tief. Als er sah, daß der Hauptmann sich anschickte, das Fort zu verlassen, erhob auch er sich und begab sich an die entgegengesetzte Seite der Mauer. Sorgsam spähte er hinaus. Die Nacht hatte ihren Sternenmantel über die weite Steppe gebreitet, und der Mond stand groß und silbern über dem weißleuchtenden Schneegipfel des Kilimandscharo. Niemand achtete auf Asmani, alle sahen nach Hauptmann Olfers hin, der sich vorsichtig durch die Büsche schlich. Da schwang sich der Wapare über die Mauer und glitt wie eine Schlange durchs hohe Gras hinunter zum Ufer des Pangani.

Frau Klara Olfers hatte den unter den augenblicklichen Verhältnissen so schwerwiegenden und folgenreichen Entschluß, ihrem Gatten entgegenzureiten, nicht so sehr aus dem Grunde gefaßt, weil sie für ein paar Stunden der Langeweile, die sie innerhalb der Mauern des öfteren plagte, entrinnen wollte, als aus Sorge um ihren Gatten, dessen verhältnismäßig langes Wegbleiben sie beunruhigte. Seit einem halben Jahr war die junge Frau in Afrika. Der Hauptmann hatte sie von einem längeren Erholungsurlaub, der ihn nach



der Heimat führte, mitgebracht, und wenn er auch zuerst schwere Bedenken dagegen hegte, daß sie mitging, bisher war ihm nie eine Veranlassung geworden, seinen Entschluß zu bereuen. Ihm ein Stück nach Süden hin entgegenzureiten, das schien der jungen Frau durchaus ungefährlich. Für den Notfall hatte sie zwei Revolver zu sich gesteckt, und in der Satteltasche trug sie für den Gatten und seine Askari Proviant mit sich. Sie würden von dem langen Ritt hungrig sein. Daß sie jede Begleitung zurückwies, geschah deshalb, weil sie nicht wollte, daß Leute das Fort verließen, und dann fühlte sie sich auch immer am wohlsten, wenn sie ganz allein durch die Steppe sprengte.

So trabte sie denn sorglos auf ihrem Braunen südwärts und hielt fleißig Ausschau nach ihrem Gatten, der nicht mehr fern sein konnte. Höchstens eine halbe Stunde weit wollte sie ihm entgegenreiten. Aber sie war bereits doppelt so lang unterwegs, ohne etwas von ihm zu sehen. Wenn er sich nicht verspätet hatte, so war er vielleicht weniger nahe am Fluß heraufgeritten, als sie erwartete. Auf einer kleinen Anhöhe nahe am Panganiufer zügelte sie das Pferd. Ringsum waren Strauch und Buschwerk so dicht, daß man zwar da und dort gut zwischen den Zweigen in die Ferne spähen konnte, selbst aber nicht leicht gesehen wurde. Frau Hauptmann Olfers hatte sich entschlossen, hier kurze Zeit zu rasten. Sie band das Pferd an einem Ast fest und schaute nach allen Richtungen aus. Nach Süden, von wo sie den Gatten erwartete, lag die Steppe weithin fast kahl, gelbgebrannte Grassflecke starrten unter dem heißen Himmel, und nur vereinzelte Büsche lagen, graurot vom Staub, in der Gluthitze des Nachmittags. Von dem Hauptmann war nichts zu sehen. Auch im Westen,



wo die fernen Höhen des Sogonoigebirges die Landschaft abschlossen, fand sie ihn nicht. Die junge Frau begann unruhig zu werden. Der scharfe Ritt hatte sie doch mehr angestrengt, als sie gedacht. Nun stand sie mit schmerzdem Kopf einsam in der Wildnis, deren Blutatem alle ihre Tatkraft zu lähmen schien. Nichts regte sich ringsum, nur blutgierige Insekten summten in Massen das Buschwerk, kaum konnte sie sich derselben erwehren, und das Pferd schlug und stampfte ungeduldig neben ihr. Sie wollte umkehren und griff schon nach dem Zügel, um das Pferd loszubinden. Dabei fiel ihr Blick nach Westen, und sie sah, daß sich dort in den Büschen etwas regte, als ob Tiere durch das Dickicht streiften. Nun spähte sie aufmerkamer hin, und schon im nächsten Augenblick stockte ihr Herzschlag. Sie hob das Glas vor die Augen und setzte es sofort wieder ab, so sehr erschrak sie. Da drüben in der Steppe waren Massai. Sie kannte die hohen, dunklen Gestalten mit dem kurzen Leoparden- oder Affenfell um die Schultern zu gut, als daß eine Täuschung möglich gewesen wäre. Und es mußte ihrer eine ganze Menge sein. Sie hielten sich möglichst im Gesträuch versteckt, aber bei ihrem Vorgehen tauchte da und dort immer wieder einer auf. Die junge Frau sah das Eisen ihrer Speere in der Sonne blitzen, und mehr und mehr wurde es ihr zur Gewißheit, daß es sich nicht um einige umherstreifende Krieger der Sogonoinmassai handelte, wie man sie gelegentlich einmal in der Steppe trifft. Sie hätte sich nicht vor solchen gefürchtet. Aber diesmal schienen es Hunderte zu sein, und man konnte nicht daran zweifeln, daß sie sich dem Fort zu nähern suchten.

Sie mußte so schnell als möglich nach der Station zurück. Sie nahm sich nicht die Zeit, den Zügel des

Pferdes loszubinden; mit einem hastigen Ruck riß sie ihn von dem Zweig, an dem er hing, und gleich darauf saß sie auch schon im Sattel. Im Trab ritt sie nach Norden, wo das Dickicht des Flußufers sie vorläufig noch verbarg. Hier brauchte sie zunächst nicht fürchten, entdeckt zu werden. Nach einer Viertelstunde wurden die Büsche weniger dicht. Jetzt mußte sie gut auf ihrer Hut sein, und sie hielt es für geraten, daß sie zuvor im Gelände Umschau hielt, ehe sie sich hinaus in die freie Steppe wagte. Ihren Braunen ließ sie vorerst noch zurück, sie selbst schlich sich, immer gut gedeckt, von Strauch zu Strauch, bis sie den Rand des schmalen Buschdickichtstreifens erreicht hatte, der hier das Ufer begleitete. Sie bog die letzten Zweige, die ihr den Ausblick noch hemmten, zur Seite und stand jäh erschrecken vor dem Bild, das sich ihr bot.

Während sie vorwärts ritt, war sie nicht über die vorrückenden Massai hinausgekommen, wie sie hoffte; die Wilden, die sie zuerst sah, waren nur Nachzügler gewesen, die ersten schwärmten diesen weit voraus durch die Steppe.

Es war gerade der Augenblick, in dem die Wilden Hauptmann Olfers, der wirklich nicht bis an den Pangani geritten war, sondern sich westlich davon gehalten hatte, entdeckten und ihm den Weg abzuschneiden versuchten. Mit hochklopfendem Herzen wurde die junge Frau Zeuge der wilden Verfolgung, die ihren Gatten in höchste Gefahr brachte. Es fiel ihr schwer, hier ruhig stehen zu bleiben, und sie besann sich, ob sie nicht eingreifen sollte. Wenn sie, den Revolver in der Faust, in die Steppe ritt, hinter den Massai her und im Galopp durch ihre Reihen sprengte, war es ihr vielleicht möglich, bis zum Fort zu kommen. Aber ehe es noch so weit



war, daß sie dem Gedanken die That folgen ließ, mußte sie ihren Plan aufgeben. Sie hatte schon die Hand am Sattelknopf, um aufzusteigen. Da hörte sie Schüsse und kehrte deshalb rasch von dem Pferd, zu dem sie zurückgegangen war, auf ihre Beobachtungsstelle zurück. Da sah sie, daß die Askari gegen die andringenden Feinde vorgingen und sie zurücktrieben. Nun wäre sie, wenn sie sich etwa hinauswagte, unter die Flihenden geraten und ihnen zur leichten Beute geworden.

Schweren Herzens mußte sie also ihren ersten Entschluß aufgeben und sich nach irgend einer Stelle umsehen, an der sie sich zunächst verbergen konnte.

Wenn es eine Hoffnung für sie gab, so lag dieselbe darin, daß vielleicht Truppen zum Entsatz der Eingeschlossenen herbeieilen könnten. Während sie die Verfolgung ihres Gatten durch das Fernglas beobachtete, war es ihr nicht entgangen, daß sich ein fremder, ihr unbekannter Schutruppenoffizier bei ihm befand. Gewiß hatte jener irgendeine Nachricht überbracht. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie gewußt hätte, mit welcher Botschaft der Offizier kam. Vielleicht waren schon Hilfstruppen in der Nähe, vielleicht befanden sie sich noch in weiter Entfernung, oder man mußte sich erst zu ihnen durchschlagen; alles war ungewiß, und Frau Olfers, die durch die Aufregungen und Anstrengungen der letzten Stunden sehr erschöpft war, konnte nun nichts tun als warten, was werden mochte. Zum Glück wußte sie ein Versteck, das ganz in der Nähe und auch ihrem Mann wohl bekannt war. Es war nicht verwunderlich, daß sie sich derselben Höhle erinnerte, in der Hauptmann Olfers sie vermutete, als er die Möglichkeit, daß sie sich verborgen haben würde, erwog. Waren sie doch schon oft zusammen in der ge-

räumigen Felsenhöhle gewesen, die sie gemeinsam entdeckt hatten. Sie hatten sogar schon davon gesprochen, wie man sich hier verbergen könnte, wenn von irgend einer Seite Gefahr drohte. Bald hatte sie ihr Ziel erreicht, und mit einiger Mühe drängte sie sich durch die harten Dornbuschsträucher, die den Eingang der Höhle verdeckten und durch die das Pferd nur mit Mühe zu bringen war. Aber schließlich waren sie doch geborgen, und als der dunkle, ziemlich ausgedehnte Raum mit seiner angenehmen Kühle die junge Frau umschloß, legte sie sich erschöpft auf den harten Fels, um trotz Not und Sorge fast sofort einzuschlafen. Sie glaubte für kurze Zeit ruhen zu dürfen, denn so lange es Tag war, schien es doch ausgeschlossen, daß man ihr zu Hilfe zu kommen versuchte; erst in der Nacht durfte sie — wenn überhaupt — jemanden zu erwarten hoffen. Sie mußte ruhen, um frische Kräfte zu sammeln und um nicht später, wenn es Ausschau zu halten galt, vom Schlaf übermannt zu werden. Vor Mitternacht war auf das Eintreffen irgend eines Boten keinesfalls zu rechnen.

Als sie erwachte, war es etwa elf Uhr abends. Sie aß etwas von den Vorräten, die sie bei sich hatte, und verließ dann ihr Versteck, um Ausschau zu halten. Mit größter Achtsamkeit drang sie ein Stück weit durch das Uferdickicht.

Die wilde Natur ringsum lag in tiefem Schlaf. Als schmale Sichel glänzte der Neumond hoch über den fernen Bergen. Wie mit zahllosen Diamanten besät breitete sich der samtschwarze Nachthimmel über das stille Land, und ein zarter Silberhauch lag über Busch und Steppe. Tiefschwarze Schatten wechselten mit dämmerhellen Stellen ab; wo die Büsche sich zusammenballten, verlor sich alles in schweigender Dunkel-





heit, in der vielleicht die Wilden lauerten. Der jungen Frau bemächtigte sich inmitten dieses räthselvollen Schweigens, in der fremden Natur mit ihren Geheimnissen und Gefahren ein tiefer Kummer. Nie war sie sich so verlassen vorgekommen wie in diesem Augenblick, und nie, solange es heller Tag gewesen war, erschien ihre Lage ihr so trostlos wie eben jetzt in der Einsamkeit der Nacht. Irgendwo schrie ein Affe halb im Schlaf, andere antworteten, ein Panther brüllte in weiter Ferne, und dann schrak die Frau zusammen, als es sich dicht neben ihr raschelnd im hohen Grase regte. Das war wohl eine Schlange, die in der Nacht Beute suchte. Dann wieder war alles still, man hörte nur das Rauschen des Pangani, das eintönig, von einem lauten Plätschern hin und wieder erhellt, herüberklang.

Und plötzlich, während Klara Dfers spähend und lauschend mit geschärften Sinnen die Gefahren der nächtlichen Wildnis zu durchdringen suchte, vernahm sie ganz nah ein Knacken, wie wenn ein Fuß auf einen dünnen Zweig tritt, und dann löste sich, kaum fünf Schritte von ihr entfernt, eine dunkle Gestalt aus dem Schatten des Buschwerks.

In jähem Schrecken griff sie nach dem Revolver, aber sie entsicherte ihn nicht. Fast hätte sie einen Freudenruf ausgestoßen, denn sie erkannte im Licht des Mondes Usmani, ihren treuen Diener, der wohl ausgesandt war, sie zu suchen. Sie streckte ihm in aufwallender Freude beide Hände entgegen, aber er nahm sie noch nicht. Mitten im raschen Schritte stockte sein Fuß, und auch Klara Dfers schrak aufs neue zusammen, denn in diesem Augenblick ertönte aus der Richtung, in der das Fort lag, aber näher an dem Busch, in dem sich die Frau befand, ein wilder Lärm, dem gleich darauf



Schüsse folgten. Kurze Weile schien es, als wolle er verstummen, dann brach er aufs neue mit unerhörter Hefigkeit los. Es war, als seien alle Massais, die im Umkreis der Feste lagen, rebellisch geworden. Heulend und schreiend schienen sie einen Angriff zu unternehmen, der aus dem Fort mit Schüssen beantwortet wurde. Dann war es, wie mit einem Schlag, totenstill.

„Was ist das? Wo ist mein Mann?“ fragte Frau Olfers den Schwarzen ängstlich.

Er konnte ihr keine bestimmte Antwort geben. Er wußte nur, daß der Hauptmann sich vorzuschleichen versucht hatte. Viel langsamer als der Wapare war er vorwärts gekommen, denn während Asmani jetzt schon sein Ziel erreicht hatte, befand sich sein Herr noch weit zurück in der Steppe. Er besaß nicht die Geschicklichkeit und Gewandtheit des Wilden, und Asmani war fest überzeugt, daß es ihm nicht gelingen werde, unbemerkt durch die Reihen der Massai zu kommen. Daß er damit recht hatte, bewies ihm der Lärm, der eben ausgebrochen war. Die Feinde hatten den Offizier entdeckt. Das alles erklärte Asmani, so gut es in der Schnelligkeit möglich war, der jungen Frau, die dadurch in neue Sorge gestürzt wurde. Der Wapare wußte nichts darüber zu sagen oder auch nur zu vermuten, was aus dem Hauptmann geworden war. Daß es ihm nicht gelungen war, unbemerkt durchzukommen, war das einzige, was sich mit Bestimmtheit sagen ließ. Ob ihn die Massai gefangen oder gar ermordet hatten, ob er vielleicht geflohen war und das Fort wieder erreicht hatte, konnte man aus der Ferne nicht feststellen.

Frau Hauptmann Olfers wollte dem Schwarzen Vorwürfe machen, weil er ihren Gatten nicht begleitet hatte, aber bei ruhiger Überlegung mußte sie sich sagen,

daß es ihnen zu zweien wohl trotz Asmanis Gewandtheit nicht gelungen wäre, sie zu erreichen. Nun war wenigstens der Wapare bei ihr. Sie war nicht mehr gänzlich schutzlos. Was Asmani ihr dann noch erzählte, war nicht dazu angetan, sie mit großen Hoffnungen zu erfüllen. Machte ihr schon die Ungewißheit über das Schicksal ihres Mannes das Herz schwer, so mußte sie nun auch die Zuversicht auf einen baldigen Entsatz des Forts, die sie immer noch gehegt hatte, aufgeben. Von Asmani hörte sie nur, daß der fremde Offizier den Befehl gebracht habe, Hauptmann Olfers möge seinen Posten verlassen. Sie wußte allzu gut, daß dies nun leider nicht mehr möglich war.

„Gibt es gar keine Möglichkeit, daß die Massai weichen, oder daß man mit ihnen wegen eines freien Abzuges reden könnte?“ fragte sie angstvoll.

Der Wapare verneinte.

Er war mit seiner Herrin in der auch ihm wohlbekannten Höhle, und da er als gewiß annahm, daß sie hier zu finden sein werde, rechnete er mit der Wahrscheinlichkeit, daß sie vielleicht länger in dem Versteck bleiben mußten. Für diesen Fall hatte er außer Proviant auch einige Kerzen mitgebracht. Nun flackerte die kleine, gelbe Flamme unruhig in dem hohen, großen Raum, an dessen zerklüfteten, dunklen Wänden die Schatten der beiden Menschen riesengroß aufstiegen, während das Pferd in einer Ecke ruhte.

„Es ist wirklich undenkbar, daß die Massai abziehen? Hat mein Mann nicht mit dem Gefangenen zu unterhandeln versucht?“

„Ich war selbst dabei, als es geschah,“ sagte Asmani. „Der Elgonoi wollte nichts von Rückzug wissen. Sie würden nicht weichen, sagte er, ehe der steinerne



Mann ins Thal heruntersteigt. Das soll heißen, sie werden niemals weichen, denn sie wissen, daß der steinerne Mann dort stehen bleiben wird.“

Frau Klara Olfers begann jede Hoffnung aufzugeben. Wenn ihr Gatte überhaupt noch am Leben war, so gebot ihm die Pflicht, jetzt nach Empfang des Befehles so bald als möglich den Durchbruch zu versuchen. Durch ihre Schuld war er vielleicht gezwungen, eine sich bietende Gelegenheit zu versäumen.

„Kann man nicht von hier aus über den Pangani und drüben so weit stromaufwärts gelangen, daß es möglich wäre, auf diesem Weg das Fort zu erreichen?“

„Man könnte hier den Pangani überschreiten,“ sagte der Schwarze, „aber droben sind auch Massai; ich habe sie selbst gesehen.“

„Aber wir müßten über den Fluß, wenn es uns nicht gelingt, in das Fort zu kommen.“

Der Schwarze zuckte die Achseln: „Es würde nicht viel nützen. Über das Paregebirge können wir nicht steigen. Einmal ist es so steil an dieser Stelle, daß kein Mensch bis zur Höhe kommt, und dann würden wir droben von Engländern empfangen werden.“

„Sind Engländer auf dem Paregebirge?“

„Ja. Wir wissen es seit heute nachmittag. Eine stärkere Abteilung steht dicht beim steinernen Mann. Wir entdeckten sie mit dem Fernrohr.“

„Und was können sie dort droben wollen?“

„Sie beobachteten von der Höhe aus,“ sagte Usmani. „Wahrscheinlich suchen auch sie eine Stelle, an der sie das Gebirge überschreiten können. Erinnern Sie sich der dumpfen, fernen Schläge, die wir seit einigen Tagen hörten und uns nicht erklären konnten?“

Die Frau nickte.

Asmani fuhr fort: „Oberleutnant Wendler sagte, daß es Sprengschüsse waren. Sie haben wohl gesehen, daß kein natürlicher Weg ins Tal herunter zu finden ist, und versuchen, ob man nicht durch Sprengung nachhelfen kann. Aber es wird wenig nützen.“

Klara Dfers hatte dem Wapare aufmerksam zugehört. Ein ihr selbst noch nicht klarer Plan begann, sich in ihrem Gehirn zu gestalten. Hastig sagte sie: „Gibt es gar keine Möglichkeit, auf die Höhe zu kommen, dorthin, wo der steinerne Mann steht?“

Asmani erwiderte nach einigem Besinnen: „Für einen Mann, der mit den Bergen vertraut ist, gibt es mehrere Wege. Aber sie sind voll von Gefahren, jeder unvorsichtige Schritt kann in den Tod führen. Nur wenige werden imstande sein, da hinauf zu kommen.“

„Und du, Asmani?“

Gespannt hingen ihre Blicke an dem dunklen Negergesicht, das vom Licht der kleinen Kerzenflamme erhellt, einen Ausdruck neugieriger Spannung zeigte. Die dunklen Augen leuchteten in selbstbewußtem Stolz auf, als er sagte: „Ich komme hinauf, wenn ich will. Ich habe es schon früher versucht; ich bin stark.“

„Und wenn du abstürzen würdest?“

„Ich fürchte den Tod nicht.“

Klara Dfers sah eine ferne, wenn auch nur ganz schwache Möglichkeit, der furchtbaren Lage, in der sie sich befand, zu entkommen. Aber vielleicht war es ein Phantom, dem sie nachjagte, ein törichter Traum, aus dem das Erwachen um so furchtbarer werden mußte.

„Sage mir nochmals, Asmani, was der Massai von dem steinernen Mann sagte.“

Der Wapare wiederholte es, und sie achtete genau auf jedes Wort. Er berichtete ihr über die Sage vom



steinernen Mann, die ihr nicht neu war, und die sie doch jetzt nicht genau genug hören konnte.

„Die Massai sind sehr abergläubisch, Asmani?“

Asmani sah sie erstaunt an: „Abergläubisch?“

„Aber du sagst doch, sie halten den steinernen Mann für ihren Gott, und sie glauben, ihr ganzer Stamm mußte untergehen, wenn er nicht mehr da droben stünde?“

Asmani erwiderte nachdenklich: „Das ist nicht abergläubisch. Ich sagte dir doch, Herrin, daß der steinerne Mann niemand anders ist als Euganoi selbst, der oberste Gott der Sogonoi und der Ahnherr ihres Volkes.“

„Du glaubst dies auch?“

„Es ist so!“ sagte er bestimmt.

Sie lächelte zum erstenmal an diesem furchtbaren Tage. Wenn dieser Wapare, der seit Jahren unter Weißen lebte und sich rühmte, ein getaufter Christ zu sein, so fest an diesem Glauben hing, dann konnte kein Zweifel darüber sein, daß die Sogonoi selbst noch von keiner Aufklärung heimgesucht waren.

Klara Olfers beugte sich etwas vor, und mit gedämpfter Stimme, aus der die Erregung zitterte, begann sie zu Asmani zu reden. Sie war noch nicht weit gekommen, als ihr der Wapare beide Hände mit gespreizten Fingern entgegenstreckte und einen Ruf des Schreckens ausstieß: „Nein, nein,“ rief er.

Sie wurde ungeduldig: „Weißt du auch, was wir zu erwarten haben, Asmani,“ sagte sie erregt, „wenn wir nicht wenigstens diesen letzten Versuch machen, nicht die einzige Möglichkeit, die vielleicht einen Ausweg bietet, ausnützen, und zwar so rasch wir können? Ich bitte dich, tue, was ich sage. Oder fürchtest du dich?“

Der jungen Frau kamen die Tränen. So tapfer sie auch war, wenn diese letzte Hoffnung schwand, sah sie keinen Ausweg mehr. Sie schluchzte laut. Asmanis Mitleid, seine treue Anhänglichkeit an die Frau und an ihren Gatten, der vielleicht in diesem Augenblick tot oder lebend in Feindeshänden war, siegte über seinen Aberglauben, siegte sogar über seine Angst vor dem steinernen Mann.

„Ich will es versuchen, Herrin,“ sagte er rasch. Als er ein glückliches Aufleuchten in ihren Zügen sah, setzte er hinzu: „Ich bitte dich, sage mir alles, was ich tun soll.“

Noch eine Weile redete sie auf ihn ein. Wiederholt nickte er zustimmend; als sie zu Ende war, erhob er sich. Sie ging mit ihm zum Eingang der Höhle. Vorsichtig drängte er sich durchs Gestrüpp. Nochmals drückte sie ihm die Hand. Dann war er schon verschwunden. Eine Weile lauschte sie angestrengt, aber sie hörte nur das Brausen des Wassers und das leise Rauschen der Büsche, durch die der Nachtwind strich.

Sie ging in die Höhle zurück, löschte die Kerze, die fast völlig heruntergebrannt war, und legte sich zum Schlafen nieder. Der kommende Tag, der wohl schon die Entscheidung über ihr Schicksal brachte, sollte sie bei frischen Kräften des Körpers und des Geistes finden.

---

Die Sonne stand hoch über den zerklüfteten Kammhöhen des Paregebirges, auf denen nur ein dürftiger Pflanzenwuchs gedieh. Niedrige Graspolster deckten stellenweise das kahle Gestein, Farne breiteten dazwischen die schlanken Wedel, und an einzelnen Stellen verstreut reckten Baum-Erken die dunkelgrünen Äste. Riesenhaft erschien für den, der sich da oben befand, die hohe Felsgestalt des steinernen Mannes, die, grau-



weiß im Sonnenglanze flimmernd, zum tiefblauen Himmel auftragte. Hier auf der Höhe verlor allerdings der Fels sehr viel von der Menschenähnlichkeit, die ihm drunten im Tal und weit drüben im Sogonoi-gebirge dem Auge so auffallend erscheinen ließ. Man vermochte zwar auch hier noch in der gesamten Gestalt die Menschenform zu entdecken, aber das Gesicht des Mannes bestand für den, der in nächster Nähe war, nur aus einer Anzahl größerer und kleinerer, unregelmäßiger Zacken und Klippen. Wer den steinernen Mann nie aus der Ferne beobachtet hatte, sah hier nur eine hoch aufragende, nackte Felskulisse, die sich mit vielen Sprüngen und Rissen dicht am Hang aufreckte, der hier verhältnismäßig weniger steil als weithin zu beiden Seiten verlief. Ein breiter Schattenstreifen legte sich neben dem Felsen auf die Höhe, die einzige Stelle weit im Umkreis, die einigen Schutz vor der glühenden Sonne bot. Hier im Schatten hatte Major Whymper sein kleines Lager aufgeschlagen. Ein halbes Duzend brauner Zelte drängte sich dicht am Fuß des steinernen Mannes zusammen, und vor dem größten derselben saß auf einem Feldstuhl der Major, ein hagerer, schon grauhaariger Mann mit scharfem Profil, das glattrasierte Gesicht braunrot von Wind und Sonnenglut gegerbt, mit seinem Adjutanten, Leutnant Macpherson.

Major Whymper hielt das Glas vor die Augen und spähte hinab in die Steppe, dorthin, wo die Häuser des deutschen Forts in der klaren, sonnenerhellten Luft deutlich erkennbar wie winzige, weiße Würfel in der Unermeßlichkeit der unberührten Wildnisnatur lagen. Nicht allein der Anblick der deutschen Militärstation war es, der die Offiziere fesselte. Sie beobachteten die Vorgänge, die sich augenblicklich da unten abspielten.

Rings um das Fort lagen verstreut auf der Steppe winzige dunkle Flecke, die sich langsam gegen dasselbe vorwärts bewegten. Im Fort selbst war man sich wohl nicht klar, wieviel es waren, aber von der Höhe aus konnte man sehen, daß es in der Steppe von ihnen wimmelte. Hinter jedem Busch lagen die Reserven, die einen weitgezogenen Ring um die helle, viereckige Mauer schlangen. Wenn sie erst alle zum Angriff voringen, so konnte man sich vorstellen, daß sie wie ein Heuschreckenschwarm über die Eingeschlossenen herfallen mußten. Jetzt zögerten sie noch. Es war kein richtiger Angriff, nur ein Plänkeln, ein unsicheres Laufen, das einzelne Abteilungen vorgehen, andere zurückweichen ließ. Man konnte sehen, wie in eine lange Reihe, die rasch vorrückte, plötzlich eine Stockung kam, wie dann ein eilendes Zurückfluten erfolgte, wobei viele regungslos in der grünen Fläche liegen blieben.

„Sie sind gut mit Maschinengewehren ausgerüstet, die Deutschen,“ sagte Whymper zu seinem Adjutanten, „und das geht den schwarzen Burschen auf die Nerven. Kein Wunder, daß sie sich besinnen und nicht gerne vorwärts gehen, wenn die Geschosse ganze Reihen auf die Erde niedermähen. Sie werden eine harte Arbeit haben, wenn sie das Fort nehmen wollen; sie werden ein paar Tage dazu brauchen.“

„Sie haben keine richtige Führung,“ sagte Macpherson, der dem Kampf nicht weniger eifrig als sein Vorgesetzter folgte.

Der Major nickte: „Ich gäbe was darum, wenn wir hier hinab könnten,“ sagte er ungeduldig. „Wenn ein paar energische Männer diese schwarzen Burschen zusammenhalten würden, müßte es ein unwiderstehlicher Sturmangriff werden. Hallo, vorwärts!“ schrie er



ungeduldig, und die Adern schwellen auf seiner Stirne, als er sah, wie eine breite Kette, die von Süden her ganz nahe an die Mauern herangekommen war, plötzlich in wilder Flucht zurückflutete.

Leutnant Macpherson hatte sich erhoben und trat dicht an den Rand der Höhe. Ungeduldig stampfte er mit dem Fuße auf: „Es ist ganz unmöglich, da hinunterzuklettern,“ sagte er ärgerlich, „nur fünfzig Meter tiefer, dann ginge es vielleicht weiter. Aber bis dahin ist der Fels nur eine kahle, senkrechte Wand.“

„Wir haben ein paar Tage vergeudet,“ sagte der Major ärgerlich. Er war mit der Aufgabe, die man ihm übertragen hatte, ganz und gar unzufrieden und verbarg nicht, daß sie ihm grenzenlosen Ärger bereitete. Die Höhen des Paregebirges waren in dieser Gegend so gut wie völlig unerforscht, und es lag der englischen Truppenführung sehr viel daran, zu wissen, ob sie hier für eine größere Truppenabteilung zu übersteigen seien. Oft glaubte er einen Weg gefunden zu haben; man stieg ein Stück weit nach abwärts, aber dann stand man wieder vor einer senkrecht abstürzenden Wand, auf der kein Fuß Halt finden konnte. Wiederholt hatten die Pioniere, die dem Major unterstanden, durch Sprengungen Wege freizulegen versucht, aber alles war umsonst gewesen, und seit heute war Whymper zu der Überzeugung gekommen, daß er unverrichteter Sache heimkehren müsse. Der Gedanke, daß die Meldung, die er seinen Vorgesetzten zu erstatten hatte, das Eingeständnis enthielt, daß er seine Aufgabe nicht zu erfüllen vermochte, machte ihn wütend. Seinen Zorn entlud er auf die ausgesandten Patrouillen, die eben jetzt nach und nach heimkehrten. Sie sollten noch einmal hier in der Nähe das Gelände ganz genau untersuchen.

Er hatte ihnen eingeschärft, daß sie einen Weg in das Thal hinab finden müßten, und als sie jetzt ergebnislos zurückkehrten, nannte er sie Feiglinge, die vor allem ihren kostbaren Hals nicht verlieren wollten, sonst hätten sie etwas finden müssen. Die Leute, die ihn als einen ebenso jähzornigen wie rücksichtslosen Vorgesetzten kannten, hörten verdrossen und ängstlich seine Drohungen an, und er hätte sie wohl auch für ihre angebliche Lässigkeit bestraft, wäre nicht etwas geschehen, das ihn abgelenkt hätte. Von Norden her kam eben die fünfte und letzte seiner kleinen Streifabteilungen zurück, und diese brachte einen Eingeborenen, den sie auf dem Wege aufgegriffen hatte; es war der Wapare Asmani. Sie schleppten den Schwarzen zu den Offizieren, wo sie ihre Meldung erstatteten.

Der Major musterte den Gefangenen, der in demütiger Haltung vor ihm stand, mit finsternen Blicken, während er den Bericht des führenden Unteroffiziers entgegennahm. Die Leute waren ihrem Auftrag folgend ein Stück weit nach Süden vorgegangen und hatten bei der Rückkehr den Neger angetroffen, der erst zu entkommen versuchte, aber dann, als er die Unmöglichkeit der Flucht einsah, willig mitgegangen war.

Major Whymper begriff sofort, daß dieser Mann ihm unter Umständen sehr wertvoll sein konnte. Weniger barsch, als es sonst seine Art war, fragte er Asmani aus, der rasch und ergeben seine Antworten gab.

Whymper wußte, daß es hier auf der Höhe eine ganze Anzahl von Negerdörfern gab, deren Bewohner, Wapare, Wasuega, Wakuasi und andere Stämme, sich geflüchtet hatten, als sich die ersten Engländer im Gebirge zeigten. Nun hielten sie sich in undurchdringlichen, nur ihnen bekannten Dickichten verborgen, und als ein



besonderer Glücksfall mußte es angesehen werden, daß man dieses Mannes habhaft geworden war. Nach seinen Angaben gehörte er zum Stamme der Wapare. Was er sagte, schien Major Whymper durchaus glaubwürdig zu sein. Er erzählte, daß er in einem der kleinen Dörfer auf dem Ramme des Gebirges zu Hause gewesen sei, dieses aber wie alle seine Genossen verlassen habe, um sich in Sicherheit zu bringen. Er habe geglaubt, es seien jetzt keine Engländer mehr in der Nähe, und als der mutigste seiner Stammesgenossen wagte er sich aus dem sicheren Versteck heraus, um zu erkunden, ob dies zuträfe.

Whymper kam dieser Asmani, wie er sich nannte, zur rechten Zeit. Er verzichtete auf jede Drohung und hielt dafür, daß er besser auf freundlichem Weg als durch Gewalt mit ihm zum Ziel kommen würde. Er sprach einige Worte zu einem seiner Soldaten, und dieser entfernte sich, um nach kurzer Zeit mit einem Stück bunten Tuches und einigen Glasperlen wiederzukehren. Er hielt diese Schätze dem Schwarzen vor die begehrlieh funkelnden Augen und lachte, als der Gefangene ohne weiteres danach greifen wollte.

Asmani spielte seine Rolle sehr gut. Er war ganz der wilde Afrikaner, dem kein Mensch angemerkt hätte, daß er seit Jahr und Tag ein treuer Diener deutscher Offiziere war, und daß er das meiste von dem, was die Engländer unter sich redeten, gut verstand. Er selbst sprach seinen vom Kisuaheli wenig verschiedenen heimischen Dialekt, in dem sich der Major, ein alter Afrikaner, mit ihm wohl verständigen konnte.

„Willst du das haben?“ fragte Whymper und deutete auf das bunte Tuch.

Asmani nickte, und sein schwarzes, glänzendes Ge-

sicht verzog sich zu einem breiten Lachen. Er konnte sich denken, was der Major von ihm verlangen würde, denn aus den Unterhaltungen der Patrouille, die ihn aufgegriffen, hatte er entnommen, daß man einen Weg in das Thal des Pangani gesucht, aber bis jetzt nicht gefunden hatte. So erschien es selbstverständlich, daß der Offizier nun von dem Eingeborenen, der ja hier überall Bescheid wußte, Auskunft verlangen würde. Asmani konnte sich nichts Besseres wünschen, der Major arbeitete ihm selbst in die Hand, und er hoffte, daß er das Ziel würde erreichen können, das seine von ihm so verehrte weiße Herrin ihm gesteckt hatte. Er konnte sich rasch überzeugen, daß seine Vermutungen richtig waren, denn nun sagte der Major zu ihm: „Ich werde dir alles das schenken, was du hier siehst, das Tuch und die schönen Perlen, vielleicht auch noch mehr dazu, wenn du mir einen Weg zeigst, der da hinunter in das Thal des Pangani führt.“

Asmani kniff die Augen zusammen und stellte sich erst, als müsse er sich angestrengt besinnen. Dann streckte er plötzlich die Hand aus und deutete gerade dort, wo sie standen, in die Tiefe.

Major Whymper glaubte, der Neger habe ihn nicht richtig verstanden: „Wir möchten von dir wissen, wo ein Weg in das Thal hinunterführt, ein Weg, auf dem wir gehen können.“

Wieder deutete Asmani, der seinem sonst klugen Gesicht einen möglichst einfältigen Ausdruck zu geben suchte, gerade vor sich hin über den Hang.

Major Whymper verlor seine Ruhe. Zornig schrie er: „Bist du verrückt, da hinab kann kein Mensch klettern, ohne den Hals zu brechen. Wo soll da ein Weg sein?“





„Da unten Weg,“ sagte Asmani, „schön Weg, gut Weg. Ganz nahe da unten.“

Er erklärte dem aufmerksam lauschenden Offizier, daß es gerade hier, wo sie sich befanden, eine Möglichkeit gab, in die Tiefe zu klettern. Nach seinen Angaben war er selbst einmal vom Tal des Pangani aus hier in die Berge emporgestiegen, und er hatte an diesen Stellen gut gangbare Pfade gefunden, ohne daß es ihm allerdings möglich gewesen war, ganz bis auf den Kamm des Paregebirges vorzudringen; denn als er fast am Ziel war, schob sich ihm der Felskoloss in den Weg, dessen oberer Teil sich zu der steilen Klippe aufstürmte, die bei den Massai als der „steinerne Mann“ bekannt war. Der Unterbau des Felsgebildes sprang senkrecht über den Hang vor und sperrte den Weg.

Der Major hörte Asmani, ohne ihn zu unterbrechen, an, dann suchte er sich von der Richtigkeit der Angaben zu überzeugen. Überall stürzte die Höhe steil, größtenteils senkrecht ab; hinter dem steinernen Mann ragte der Fels noch heraus, und der Vorsprung ging allmählich in einen sanft geneigten Felshang über, auf dem man mit einiger Vorsicht sehr wohl bis dorthin gelangen konnte, wo anscheinend der weitere Abstieg mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden war. Tatsächlich scheiterte alles nur daran, daß hier die hohe Felsenklippe aufragte, um die man allerdings nicht herum konnte. Aber dem ließ sich ja abhelfen.

„Ich glaube, dieser schwarze Bursche hat recht,“ wandte sich Major Whymper an seinen Adjutanten, nachdem sie alles genau betrachtet hatten, „wir brauchen nur diesen Felsen aus dem Weg zu schaffen, um hinab zu kommen. Sind wir einmal unten, dann wird ja der Weg weiter gehen.“



„Wenn wir nicht hundert Meter tiefer aufs neue vor einem senkrechten Absturz stehen.“

Der Adjutant traute der Schilderung des Schwarzen nicht. Der Major zuckte die Achseln: „Was soll er für einen Grund haben, uns irrezuführen?“ sagte er. „Schließlich ist ja weiter nichts verloren, wenn wir hier einmal den Versuch machen. Wir haben genug Sprengpatronen vergeudet, auf eine mehr kommt es nicht an.“

Unverzüglich traf Whymper seine Verfügungen.

Während die Pioniere, die mit solchen Arbeiten vertraut waren, das harte Gestein anbohrten, um eine Höhlung herzustellen, in der die Sprengpatrone untergebracht werden konnte, nahmen die Offiziere die vorhin unterbrochene Beobachtung des kleinen deutschen Forts wieder auf. Das Glas vor den Augen stand der Major am Rande des Abhanges und verfolgte die Vorgänge in der Tiefe mit größter Aufmerksamkeit. Auch Leutnant Macpherson war zu ihm getreten; er hatte kaum einen Blick durch den Feldstecher geworfen, als er ausrief: „Was ist das! Ich glaube, es wird Ernst. Die Massai warten nicht einmal die Nacht ab, sie wollen den Sturm noch vor Abend wagen. In einer Stunde ist es finster, und wenn nicht alles trügt, haben sie bis dahin die Niederlassung genommen.“

Wirklich wimmelte es jetzt rings um die weiße Mauer von schwarzen Gestalten. Wie Ameisen erschienen sie von der großen Höhe aus, eine zappelnde, wimmelnde Menge, die sich immer näher um das Fort zusammenschloß. Schon standen die ersten, tollkühnsten, dicht an den Mauern. Die Lage der Eingeschlossenen war im höchsten Grade bedrohlich.

„Höchstens eine halbe Stunde können die da drinnen noch Widerstand leisten,“ sagte Whymper. „Wenn wir

ins Thal kommen, können wir uns an die gedeckten Tische setzen.“

Lachend erwiderte der Adjutant: „Wenn noch etwas davon da sein wird.“

In diesem Augenblick meldete der Unteroffizier, daß alles zur Sprengung vorbereitet sei. Die Patrone lag bereits an ihrem Platz; man brauchte nur den Strom einzuschalten, der die elektrische Zündung bewirkte.

Auf einen Wink des Majors zogen sich die Leute, die bereits die Zelte abgebrochen und alles, was sie an Eigentum hier besaßen, entfernt hatten, weit zurück. Der Major folgte mit dem Leutnant als letzter nach.

Als sie in genügender Entfernung standen, ließ er sich selbst die Schnur, die zur Batterie führte, reichen.

Gespannt blickten alle nach der hohen Klippe des steinernen Mannes.

Major Whymper sah sich noch einmal um, ob alle seine Leute in Sicherheit waren. Dann drückte er auf den Knopf.

---

Der Versuch Hauptmann Dfers', seine Frau zu retten, war erfolglos geblieben; es fehlte sehr wenig, so wäre er in die Hände der Massai gefallen oder von ihren Speeren durchbohrt worden. Es war ihm allerdings gelungen, im Schutze der Nacht, durch die Büsche gedeckt, ein Stück weit vorzudringen, aber als er dann gezwungen war, eine Stelle zu durchkriechen, auf der nur hohe Gräser wuchsen, wurde er von den wachsamen Vorposten der Elgonoi im hellen Schein des Mondes entdeckt. Zu seinem Glück war er ihnen noch nicht so nahe, daß sie ihn sofort ergreifen konnten, aber es blieb ihm zu seiner Rettung nur die eine Möglichkeit, rasch zu entfliehen. Das wilde Geschrei der Posten, die



wohl einen allgemeinen Durchbruchversuch der Eingeschlossenen vermuteten, brachte sämtliche Massai in Aufruhr. In das Gebrüll der aufgeschreckten Wilden mischte sich Waffenklirren; im Fort sahen sie, daß ihr Kommandant in höchster Gefahr schwebte und feuerten mit Maschinengewehren unter seine Bedränger, die ihm ziemlich nahe waren, aber durch diesen Empfang zur Vorsicht gemahnt wurden.

Hauptmann Olfers gewann noch rechtzeitig den Eingang der Niederlassung, und als sich erst das Tor hinter ihm geschlossen hatte und die Wilden einsahen, daß sie ihm, der im Schutze der festen Mauern geborgen war, nichts mehr anhaben konnten, zogen sie sich schnell aus dem Bereich der Feuerwaffen zurück.

Während der ganzen Nacht verhielten sie sich ruhig, und Hauptmann Olfers, der rings um die Mauern mächtige Feuer hatte schüren lassen, deren lobende Flammen die Steppe weithin erhellten, so daß ein plötzlicher Überfall ausgeschlossen war, konnte einige Stunden schlafen. Vor Tagesgrauen trieb ihn die Sorge um seine Frau wieder hinaus. Umsonst grübelte er darüber, wie sich ein Weg finden ließe, sie zu retten. Es blieb nur der eine Ausweg, daß man mit den Massai auf irgend eine Weise fertig wurde — im guten oder im bösen. Ihren Massen gegenüber schien es fast unmöglich, sie mit Waffengewalt zu bezwingen; deshalb wollte der Hauptmann den Versuch machen, mit dem Feind zu unterhandeln. Der Entschluß dazu war ihm schwer genug, und nur die Sorge um seine Frau konnte ihn bestimmen, diesen Schritt zu wagen. Er wollte versuchen, freies Geleit zu erhalten. Er sandte den Gefangenen hinaus, um durch ihn Unterhandlungen einzuleiten. Der Elgonoi war bei Tagesanbruch weg-

geschickt worden; als er nach einer Stunde wiederkam, forderte er freies Geleit für ein paar Anführer seines Stammes, die selbst in das Fort kommen wollten. Als sie erschienen, wurden stundenlang nichts sagende Worte gewechselt, man redete nach Negerbrauch lange hin und her, ehe man zur Sache kam. Die Massai, die sich schon als die Herren der Lage fühlten, benahmen sich anmaßend und so herausfordernd, daß Olfers an sich halten mußte, um sie nicht wegzujagen. Schließlich gingen sie fort, um mit ihren Stammesgenossen zu reden und kamen wieder. Der Nachmittag war schon halb vorüber, als man die Verhandlungen als auf einem toten Punkt angelangt betrachten konnte; es war unmöglich, daß man sich einigte. Die Elgonoi verlangten bedingungslose Übergabe, die Besatzung sollte die Waffen abliefern und sich gefangen geben. Nicht einmal soviel konnte Olfers erreichen, daß der Massaiführer ihm dafür zusicherte, daß die Gefangenen am Leben bleiben sollten. Zornig machte der Hauptmann endlich dem zwecklosen Reden ein Ende, und die Unterhändler verließen unter Drohungen das Fort.

Sie waren kaum aus dem Tore, als schon jeder Mann der kleinen Besatzung auf seinem Posten stand. Es waren nur wenig Leute, und man konnte kaum hoffen, daß sie imstande sein würden, längere Zeit Widerstand zu leisten. Aber ihrer Haut wollten sie sich alle wehren und das Leben so teuer als irgend möglich verkaufen. Mit Maschinengewehren und Munition waren sie reichlich versehen, und ehe es den Wilden gelang, das Fort zu nehmen, sollten sie sehen, mit welchen Gegnern sie es zu tun hatten. Hauptmann Olfers sagte seinen Leuten ein paar Worte, wie sie dem Ernst und der Bedeutung der Stunde entsprachen.



Daß Usmani verschwunden war, hatte zuvor niemand bemerkt. Erst jetzt, als alle auf ihren Posten zu gehen hatten, fiel es auf, daß der schwarze Diener fehlte; man konnte nicht lange darüber reden, wo er sein mochte, denn der Angriff begann.

Die Elgonoimassai hatten auf drei Seiten des Forts nur schwache Kräfte gelassen, die einen etwaigen Durchbruch verhindern sollten, und zogen fast ihre gesamte Mannschaft im Süden zusammen, von woher sie in wildem Ansturm vorgingen.

Hauptmann Olfers hatte seine kleine Besatzung so verteilt, daß sie möglichst wirksamen Widerstand leisten konnte. Die hohe, feste Mauer konnte auch einem starken Ansturm Widerstand bieten. Die Maschinengewehre waren so aufgestellt, daß sie die Steppe weit hin bestreichen konnten, und sobald der Feind vorging, begann ihr unheimliches Tacken, das den Wilden ein bisher unbekannter Ton war, und dessen verderbbringende Wirkung sie nicht vorausgesehen hatten. Daß sie bei Tage angriffen, ließ auf ihre geringschätzende Beurteilung der Umzingelten schließen. Sie wußten, daß sie es nur mit einem kleinen Häuflein, wenn auch tapferer Männer, zu tun hatten und glaubten, es würde ihnen gelingen, die Verteidiger im ersten Ansturm zu überrennen. Als das Maschinengewehr seine Geschossgarben unter sie streute und ihre Reihen rasch lichtete, stuzten sie und wichen erst langsam, bald darauf aber in wilder Flucht in die Büsche zurück. Nur kurze Zeit vermochten die Belagerten nach glücklich abgeschlagenem Sturm Atem zu holen. Aus dem Hin- und Herlaufen einzelner kleiner Trupps von Elgonoï konnte man schließen, daß Beratungen stattfanden.

Die Massai hatten durch die großen Verluste, die

ihnen der erste Ansturm zufügte, begriffen, daß der Feind anders angepackt werden mußte, als es ihrer sonst üblichen Kampfesweise entsprach. Das blindwütende Anstürmen in dichten Massen erschien ihnen zwecklos; auch die Zusammenziehung ihrer gesamten Streitkräfte auf eine Front war verfehlt. Sie zogen sich zu einer langen Kette auseinander, die um das ganze Fort reichte und ließen große Zwischenräume von einem Mann zum anderen frei. Auch stürmten sie nicht ungestüm gegen die Mauern, sondern schlichen sich, oft kriechend, von Busch zu Busch, von einem Büschel des hohen Horstgrases zum anderen. Die Stellung der Verteidiger wurde damit immer schwieriger; es wäre eine Verschwendung von Munition gewesen, wenn man aufs Geratewohl mit den Maschinengewehren Geschossgarben über die Steppe hinsandte. Mann für Mann mußte eigens aufs Korn genommen werden. Und trotzdem fast kein Schuß fehl ging, kamen die Wilden immer näher; wohl gab es Augenblicke, in denen sie etwas zurückwichen, sie mußten über kahle Flächen hinweg, auf denen sie allzu sichere Ziele boten, aber sie rückten trotz aller Verluste vor. Von Süden her näherten sie sich so weit, daß sie sich zum letzten Sturm rüsten konnten, aber als sie dann wieder, wie es nicht anders ging, in Massen herankamen, wurden sie aufs neue von dem Geschosshagel der Maschinengewehre niedergemäht, nur ein Duzend etwa gelangte bis zum Thor, wo auch dieses fiel. Die anderen fluteten in sichere Deckung zurück. Zweimal noch wagten sie den Sturm; jedesmal wurden sie abgeschlagen, aber es kamen immer mehr von den dunkeln Gestalten ganz nahe heran. In sinnloser Wut, die durch ihre starken Verluste aufs höchste gestachelt wurde, setzten sie sich tollkühn dem sicheren Feuer der Besatzung aus.



Hauptmann Olfers war unermüdllich tätig. Er ging von einem zum anderen, feuerte seine Leute an und half, wo es notwendig war. Verwundete gab es zum Glück nur ganz wenige. Der Massaikrieger, der „Elmurani“, wie er sich nennt, führt im allgemeinen nur den eiförmigen, schwarz-weiß-rot bemalten Schild und den zwei Meter langen Hauspeer; der Degen wird nur von einzelnen älteren Männern als Waffe verwendet. So kam es, daß selten einmal ein kleiner Pfeilhagel die Verteidiger bedrohte, und nur drei Mann hatten ungefährliche Streifschüsse davongetragen.

Als mit knapper Not der letzte Ansturm im Schnellfeuer der Verteidiger zusammengebrochen war und man beobachtete, wie sich kaum zweihundert Schritte von der Mauer entfernt die Sogonoi aufs neue sammelten, da glaubten sie alle, daß es nicht noch einmal gelingen werde, sich der Feinde zu erwehren. Die Massai hatten nach und nach ihre Hauptmacht doch wieder im Süden gesammelt, von da her war also ein neuer Ansturm zu erwarten. Die Frage erhob sich, ob man nochmals versuchen sollte, sie abzuwehren, oder ob es vielleicht besser sei, einen Ausfall zu versuchen, ehe es zu spät war. Der Kommandant des kleinen Forts verhandelte kurz mit seinen Offizieren, und sie kamen zu dem Schlusse, daß sie versuchen wollten, sich durchzuschlagen. Wem es gelang, hinauszukommen, der sollte versuchen, Frau Klara Olfers zu finden und mit ihr im Schutze der bald hereinbrechenden Nacht sich zu dem Floß durchzuschlagen, das drunten auf dem Pangani, gut versteckt, lag. Dort wollten alle bis Mitternacht zusammentreffen, die das Schicksal verschonte, wenn überhaupt auch nur einer im Kampfe mit der großen Übermacht am Leben blieb.

Als man sich geeinigt hatte, sprach Hauptmann Olfers zu seiner Mannschaft. Mit bewegter Stimme gab er ihnen bekannt, was man beschlossen hatte, und dann hieß er sie hinter dem hohen Eingangstor antreten. Nur die Leute, die die Maschinengewehre bedienten, blieben auf der Brustwehr. Der Kiegel wurde geöffnet, und dann stand die kleine Truppe lautlos mit aufgepflanzten Bajonetten. Der Sturm sollte erfolgen, sobald die Massai zum Angriff vorgingen.

Der Abend war schon nahe; die Sonne stand tief, und der leuchtend dunkelblaue Himmel begann im Westen schon in rotgoldenen Tönen zu erglühen. Hauptmann Olfers stand ergriffen an der Spitze seiner kleinen Schar. Mit blankem Degen wartete er auf den Beginn des Kampfes, der, wie er überzeugt war, ihnen allen nichts anderes bringen konnte als einen ehrenvollen Soldatentod. In tiefem Kummer gedachte er seiner jungen Frau, die sich gewiß nicht weniger um ihn bangte. Was hätte er darum gegeben, wenn es ihm nur vergönnt gewesen wäre, an ihrer Seite zu sterben, aber das Geschick hatte sie grausam von seiner Seite gerissen, er war machtlos und unfähig, ihr irgendwie zu helfen. Der geplante Ausfall war ein letzter, verzweifelter Versuch, auch ihr Hilfe zu bringen. Es konnte gelingen, sie zu retten, wenn auch nur ein einziger Mann sich durchschlug.

Seine trüben Gedanken wurden durch ein wildes Geschrei unterbrochen, das von den Massai kam. Hauptmann Olfers griff nach dem schweren Kiegel, der das Tor noch hielt.

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!“ schrie der Posten erregt, der neben dem Tor über die Mauer spähte — „Ihre Frau!“



Hauptmann Olfers war schon oben.

Draußen wälzte sich in Staub und Sonnenglut ein Haufen tobender schwarzer Menschen vorwärts, Schilde und blitzende Speere waren dicht gedrängt an einer Stelle, an der mitten im Knäuel das Pferd wie eingekleilt war, auf dem Alara Olfers saß. Sie winkte und rief herüber, ohne sich um die Massai zu kümmern, die drohend die Waffen um sie schwingen.

Die Frau hatte sich aus dem Versteck hervorgewagt und war bemerkt worden. Ein Schwarzer hatte sie gefaßt, und nun steckte sie mitten unter den Wilden. Sie war klug genug, den Revolver im Gürtel zu lassen. Ein einziger Schuß, den sie abgegeben hätte, würde ihr sicherer Tod gewesen sein. Als Hauptmann Olfers sie sah, verlor er alle Selbstbeherrschung. Das große Tor flog auf. Den Degen in der Rechten, in der Linken den Revolver stürzte er hinaus, und hinter ihm leuchteten die Bajonette im Sonnenglanz.

Die junge Frau benützte die Verwirrung, die augenblicklich entstanden; der Menschenknäuel um sie lockerte sich, und sie spornte das Pferd an. Der Braune stieg hoch und schlug wild um sich, die Massai wichen zurück, und im nächsten Moment flog das Pferd im Galopp mit der Reiterin dahin.

Fast die ganze Masse der Wilden kam in Bewegung. Hatten sie den Angriff für jetzt geplant, oder sollte er bei Einbruch der Dunkelheit erst erfolgen, der Ausfall der Besatzung, das plötzliche Auftauchen der Frau und ihre Flucht warfen alle Absichten über den Haufen.

In Staub und Sonnenglut tobte dicht am Eingang des Forts der Kampf, Schüsse krachten und Eisen klirrte auf Eisen.

Hauptmann Olfers stand im dichtesten Kampf-

gewühl. Er schoß auf jeden, der gegen ihn vordrang; seiner Frau war es gelungen, sich im Schuß der Mauern zu bergen.

Da stand er dem Anführer der Sogonoi gegenüber, einem herkulischen Mann, der mit dem Haispeer zu gewaltigem Schlag ausholte; von einer Revolverkugel getroffen, stürzte der Häuptling zur Erde. Unruhe brach in den feindlichen Reihen aus, die, vom Maschinengewehrfeuer, das sie seitwärts faste, niedergemäht wurden. Die kleine, mutige Schar nützte den Augenblick und stürmte mit „Hurra!“ voran.

Möglich erschollen wilde Schreie aus hundert Kehlen. Mitten im Hieb erschlaffte dem Sogonoi, der gegen den Hauptmann zum Schlag ausholte, der Arm, und für einen Augenblick war der Kampfesmut der Wilden wie gelähmt. Hauptmann Olfers schoß auch den zweiten Gegner nieder, und dann erst sah er, was die Ursache der Verwirrung der Feinde war.

Droben, hoch auf dem Paregebirge, stand im letzten Glühen des scheidenden Tages rot umleuchtet die Riesengestalt des steinernen Mannes. Da hinauf blickten alle Augen. Der mächtige Fels neigte sich etwas zur Seite, dann war's, als wolle er sich wieder aufrichten, aber schon in der nächsten Sekunde schwankte er stärker, legte sich langsam nach vorn, und dann war er im Abgrund verschwunden \*).

„Der steinerne Mann!“ Hundert Massaikehlen brüllten die Worte heraus. Es war, als ob der Schreck über das unvorhergesehene Ereignis, das sie nicht zu deuten wußten, die Kraft der Wilden lähmte. Der Aberglaube ihres Volkes, der dessen Kriegsglück mit

\*) Siehe das Titelbild.



dem steinernen Mann verknüpfte, hätte sie wohl kaum allein veranlaßt, den Kampf aufzugeben. Aber für eine ganz kurze Zeit wirkte das Geschehnis furchtbar auf sie. Wenn es nur abergläubisches Staunen war, das dem einen und dem anderen den Arm lähmte, der zum Schlag ausholte, das den Schlag selbst um eine Sekunde verzögerte oder seine Kraft abschwächte — für die kühnen Verteidiger des Forts genügte es in diesem Augenblick, in dem der Ausgang des Kampfes auf eines Messers Schneide stand. Mit brausendem Hurra drangen sie vor, die Reihen der Massai wankten, die Maschinengewehre ratterten, und schon stürmten die Wilden in regelloser Flucht davon, gefolgt von der deutschen Truppe, die sie nicht bei den ersten Büschen zur Ruhe kommen ließ.

Zwei Stunden später schwamm das Floß, das die kleine Besatzung trug, lautlos im tiefen Schatten den Pangani hinab. Es war nicht zu befürchten, daß die Massai es noch wagen würden, vom Ufer her einen Angriff zu unternehmen. Gefahrlos hatte Hauptmann Olfers mit den Seinen das Floß erreicht, auch die Verwundeten hatte man mitgenommen; sie lagen weich gebettet; zum Glück hatte man keinen Toten zu beklagen. An das Fort, das dem Feind einen Stützpunkt hätte abgeben können, war Feuer gelegt worden.

Hand in Hand saß Olfers mit seiner Frau. Sie dachten an Usmani, der sich mutig für sie eingesetzt und sie gerettet hatte, denn wenn auch der Sturz des steinernen Mannes allein nicht den guten Ausgang des Kampfes entschieden hatte, so war das Ereignis doch entscheidend in der höchsten Gefahr geworden. Die Askari, die ja als Eingeborene die Seele des Negers

besser kannten, behaupteten, daß der steinerne Mann ganz gewiß die Ursache der Flucht der Feinde gewesen sei und sie abgehalten habe, den Kampf fortzusetzen. Sie waren auch überzeugt, daß die Sogonoi die Gegend des Forts verlassen würden — nur deshalb, weil das Herabstürzen ihres Schutzgeistes ihnen alles Vertrauen, hier noch etwas zu erreichen, genommen haben mußte.

Was alle schmerzte, war, daß man nicht mehr auf Usmani warten konnte, doch hoffte Olfers, daß es ihm gelungen sei, den Engländern rechtzeitig zu entkommen. Ihm ans Leben zu gehen, dazu hatten sie keinen Grund, wahrscheinlich ließen sie ihn laufen, wenn sie erst den Weg in das Thal, der nach der Sprengung wirklich möglich war, durch ihn gefunden hatten.

Das Floß war schon eine gute Strecke weit gefahren und hatte die gefährliche Zone hinter sich, als über den Uferbüschen der Feuerschein sich zeigte, der dort, wo das Fort lag, den Himmel rötete. Eine mächtige Lohe schlug dort empor und glutete weithin durch die Nacht — ein letzter Gruß, den die kleine Feste denen sandte, die hier eine kurze, bedeutungsvolle Zeit ihres Lebens verbracht und fern in der Wildnis für ihr Vaterland auf Vorposten gestanden waren.





# Die schöne Polin

Roman von Horst Bodemer

(Fortsetzung)

Am Abend saßen Maria und Gaston auf dem großen Balkon, es war ein wunderschöner Frühsonnertag gewesen. Von hier aus hatten sie einen weiten Blick; im Bobr spiegelte sich die untergehende Sonne, die goldenen, zwiebel förmigen Kuppeln der Lomshäer Kirche glühten von fern wie mächtige Feuer durch die dünne Luft. Der Rosenduft schlug ihnen in vollen Wellen entgegen; verträumt, in Decken gehüllt, saß Maria in einem bequemen Korbsessel und sah über das wellige Land: „Wie ist es hier schön! Ich wußte das gar nicht mehr.“

Gaston schlug ein Bein über das andere und blies gelangweilt den Rauch seiner Zigarre vor sich hin: „Es wird auf die Dauer recht einsam hier werden; die Einrichtung des Schloßchens ist ja ganz hübsch, besonderen Ansprüchen genügt sie aber nicht.“

„Ja, Paris liegt nicht vor der Tür, nicht einmal Warschau!“ sagte Maria.

Das war ein Glück, denn Gaston hatte nur ein paar tausend Franken in der Tasche; er war auch nicht zum Vergnügen hierhergekommen, sondern um Ordnung in die verfahrenen Verhältnisse zu bringen; ihn sollte Pan Scherwinsky mit seiner Feierlichkeit nicht lange verblüffen. Er gähnte: „Kleine Frau, ich bin todmüde. Und du mußt dich schonen.“

„Du hast recht! Aber in acht Tagen werde ich wieder munter sein.“

Pan Scherwinsky hatte am nächsten Morgen die Anuschka, Marias Amme, mitgebracht. Sie stürzte auf die Knie und küßte die Hände der Vicomtesse. Eine derbe, rotbäckige Bauersfrau war sie, das dunkel-

blonde Haar, sorgsam gescheitelt, glänzte vor Fett. Sie trug einen weiten rosa Rock und eine blütenweiße lose Bluse mit billigen Spitzen besetzt.

„O Herrin! Gott segne diesen Tag! Wie schön meine kleine Maria geworden ist!“

„Aber noch sehr bleich ist sie, Anuschka!“

„Der polnische Wind wird der Herrin wieder rote Backen machen! Der heiligen Jungfrau sei Dank, daß unser Herrenkind wieder zu Hause ist! Pan Scherwinsky hat mir erlaubt, das Schloß in Stand zu halten; hab' ich meine Sache nicht gut gemacht?“

„Sehr gut, Anuschka! Aber nun steh auf! Wir sind sehr zufrieden mit dir!“

Da erhob sich die dicke Bauersfrau, lachte über das ganze Gesicht: „Herrin, Kasimir, mein Mann und ich, haben es doch auch gut. Wir haben zwölf Dessatinen Land frei dafür, weil wir Schloß und Park in Ordnung halten; neun Kinder haben wir am Leben, es waren zwölf. Die neun können dank der Gnade der Herrschaften alle zu Hause bleiben und haben Brot und Trank.“

„Das freut mich sehr zu hören, liebe Anuschka!“ Maria schloß einen Augenblick die Augen. Als sie mit Onkel und Lantchen hier gewesen, hatte sie die Anuschka gar nicht von ihrem Schoße heruntergelassen, und nun kniete sie vor ihr. Die Anuschka war eine rührend gute Seele. „Höre, weißt du, wo mein schönes Schaukelpferd steht?“

„Herrin, ich weiß. Es steht gut verpackt auf dem Boden, soll ich es holen?“

„Ich werde nachher mit dir gehen.“

Dann kam der Kaplan, ein großer, hagerer Herr von etwa fünfzig Jahren; mit ernster Freundlichkeit



begrüßte er Maria: „Gott segne Ihre Heimkehr! Wir freuen uns alle, Sie endlich bei uns zu haben. Die Herrin einer so großen Besitzung vermag viel Gutes zu tun!“

Sie dachte an Madame de Mervigny und sagte mit fester Stimme: „Das ist auch meine Absicht, Hochwürden! Für den Anfang werden wir uns freilich in bescheidenen Verhältnissen halten müssen. Es freut mich, Sie mit dem Vicomte de Rancourt bekanntmachen zu dürfen!“

Während er Gaston die Hand reichte, sprach er mit Maria weiter: „Dazu ist nicht immer Geld nötig, vor allem ein mitfühlendes Herz!“

„Wir sind mit den besten Absichten hierhergekommen,“ wiederholte Maria.

„Die Taten werden sie lobenswert machen, ich zweifle nicht. Hoffentlich hat der lange Aufenthalt im Auslande Sie uns nicht entfremdet. Herr Vicomte, es geht ein Gerücht, vorgestern soll der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin von Serben in Serrajewo ermordet worden sein; es wäre schrecklich, wenn es wahr wäre.“

Gaston Rancourt sah den Kaplan hochmütig an. Stimmte das, so mußte sich der politische Himmel noch stärker bewölken. Er zuckte mit den Achseln und sagte leichthin: „Was geht uns der österreichische Thronfolger an? Rußlands Freund ist er nie gewesen!“

„Er war ein gläubiger Sohn unserer heiligen Kirche, der polnischen Bevölkerung in Osterreich hat er offen seine Zuneigung bewiesen; einem aufrechten Manne soll sein Glauben und sein Volk am nächsten stehen. Mich wird nichts hindern, für sein Seelenheil zu beten!“

„Ist es nicht gefährlich, das in Rußland so offen auszusprechen?“

„Gewiß, besonders in unseren Tagen. Ich weiß, Sie beschäftigen sich viel mit Politik und freue mich, daß Sie unsere Muttersprache fast wie ein Pole zu sprechen verstehen! Öfters habe ich Abhandlungen aus Ihrer Feder gelesen, Sie haben jetzt Gelegenheit, Ihre Ansichten auf ihre Richtigkeit zu prüfen; tun Sie das nur recht gründlich, über sehr vieles werden Sie dann allerdings anders denken lernen!“

Sich von einem Kaplan über hohe Politik belehren zu lassen, das fehlte noch. Maria sah den Mann so merkwürdig an; sie war wohl in Gefahr unter den Einfluß des Geistlichen zu kommen, wie Madame de Mervigny unter den ihrer Abbés in der Vendée. Da wollte er doch beizeiten einen Kiegel vorschieben. Mit scharfer Betonung sagte Gaston: „Ich schreibe meine Abhandlungen nur nach gründlichen Feststellungen, die ich hier fortzusetzen gedenke, falls die Zeit es mir erlaubt. Sollte die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Tatsache sein, so würde sich unter Umständen meine Rückkehr nach Frankreich bald als notwendig erweisen; der Krieg stände dann vielleicht vor der Thür!“

Der Kaplan seufzte, blickte ernst vor sich hin: „Ich fürchte es fast! Sie kamen ja über Warschau und sind gewiß vielen Militärtransporten begegnet!“

„Gott sei tausend Dank!“

„Das Elend würde namenlos sein, die ersten Kriegswetter würden über unser armes Polen hinbrausen!“ Die hagere Gestalt richtete sich hoch auf, über sein schmales, bartloses Gesicht lief ein Zucken, die grauen Augen blickten den Vicomte fest an: „Ich glaube an mein Volk. Gott prüft es so schwer und andauernd, um es nach der Trübsal zu neuem Glanze erstehen zu lassen. Bis dahin beuge ich mich unter seinen heiligen Willen!“



Gaston Rancourt gab sich kaum Mühe seinen Hohn zu verbergen. Was dieses zerfetzte Polen sich einbildete; es war erlebigt für die Weltgeschichte. Der Kampf, der bald entbrennen würde, ging um andere Dinge: um die Vormachtstellung Frankreichs in Europa; Frankreich mußte mindestens den Rhein als Grenze im Osten haben, Rußland würde sich vorschieben bis zur Oder, Deutschland war dann erdrückt, und mit England rechnete man später ab, gemeinsam mit Rußland, denn das wollte natürlich neben anderem Persien und vor allem Indien haben. Ohne Indien glitt England von selbst von seiner stolzen Höhe. Das konnte ein polnischer Dorfpfarrer nicht begreifen: „Ich denke an das Nächstliegende, weil ich Politiker bin; das ist: Deutschland muß zur Ohnmacht verdammt werden. Osterreich wird in sich selbst zusammenbrechen.“

„Es wird sich zeigen! Auch ich glaube an diesen fürchterlichen Krieg. Mag Gott in seiner Gnade beschließen, ihn nicht lange dauern zu lassen!“

„Bah, ein paar Monate höchstens! Das russische Riesenheer auf der einen, das tapfere Frankreich auf der anderen Seite, wir sind seit Jahren fertig, ich weiß es genau!“

Der Kaplan empfahl sich. Der Vicomte gefiel ihm nicht. Er glaubte an kein dauerhaftes Glück in dieser Ehe, deshalb war es seine Pflicht, sich eifrig um die junge Herrin zu kümmern. Wenn der Krieg kommen würde, blieb sie hoffentlich hier.

„Uff,“ sagte Gaston geringschätzig, nachdem sich die Tür hinter dem Priester geschlossen hatte. „Ich werde jetzt mit Van Scherwinsky über Land fahren, du hast dir ja mit deiner Amme allerlei zu erzählen.“ Er küßte Maria die Hand und ging.

Unter Jauchzen wurde zehn Minuten später von ihr und Anuschka das Schaukelpferd in das Ankleidezimmer getragen. Sie hatte geglaubt, es sei größer, aber sehr schön war es doch, reich aufgezümt, mit einem Bocksattel und breiten Steigbügeln; da saß ein Knirps schon fest. Die brave Anuschka mußte erzählen aus den Kindertagen, von Dingen, auf die sich Maria nicht mehr entsann.

„Anuschka, ich werde dir Geld schenken, aber du mußt immer um mich sein, wenn der Herr nicht da ist.“

„Ach, was könnte es Herrlicheres für mich geben!“ Sie küßte Maria die Hand. Sie mußte Kinderlieder vorsingen, bis die Herrin zu weinen begann.

„Ob ich jemals ein Mütterchen werde?“

„Aber Herrin, ich bitte, versündige dich nicht; du bist noch so jung und so zart. Das nächste Mal wird ein kräftiger, kleiner Starost in der Wiege liegen.“ In ihrer Einfalt fügte sie hinzu: „Aber du mußt bei uns bleiben. Wir Polinnen gedeihen nur in polnischem Winde.“

Ach ja, wenn sie hier bleiben könnte und ab und zu Madame und Monsieur de Mervigny zu Besuch kämen; wenn erst die Verhältnisse sich geklärt hätten, wäre das schön. Und Gaston ging doch gern auf die Jagd. Hier konnte er nicht nur Fasanen und Hasen schießen; Bären, Fischotter, Wölfe, Hirsche und Wildschweine, das war doch für einen Mann ein großes Vergnügen. Ab und zu könnte man ja auch ein paar Monate in Rancourt und im Palais Mervigny in Paris verleben.

Gegen Abend kam Gaston abgespannt und hungrig heim.

„Diese Wege, es ist unglaublich! Und Holz hat dein sauberer Onkel in unverantwortlichen Massen



schlagen lassen. Scherwinsky scheint mir gar nicht alles sagen zu wollen. Sicher ist aber schon heute, wir werden an allen Ecken und Enden betrogen. Wenn man nur Bestimmtes erfahren könnte, was da eigentlich in Serajewo vorgefallen ist, aber nicht einmal ein Fernsprecher ist fünf Meilen in der Runde zu finden. Ich aber kann, wie die Dinge sich nun mit Bestimmtheit entwickeln werden, nur noch ein paar Tage hier bleiben, sonst überrascht mich in Deutschland die Kriegserklärung, und ich werde gefangen gesetzt. Halte jedenfalls die Koffer zu sofortiger Abreise bereit."

Maria hämmerte das Herz in der Brust; alles andere war ihr jetzt gleichgültig, ihr hübsches Schloßchen wollte sie nicht verlassen.

"Der Krieg wird nicht kommen, Gaston!"

Er wurde fast grob: "Was verstehst du davon? Ich muß dich bitten, meine Anordnungen genau zu befolgen. Rußland ist schon in vollem Aufmarsche," übertrieb er.

Da kamen ihr die Tränen, wie sehr sie auch dagegen ankämpfte: "Du hast hier noch zu tun, und wo wäre ich so geborgen wie hinter den Kanonen von Lomscha?"

"Ich habe mein Vaterland zu verteidigen, alles andere tritt da zurück. Außerdem spreche ich ein ausgezeichnetes Deutsch, ich werde deshalb in Kriegszeiten Frankreich unentbehrlich sein. Bestimmt rechne ich auf einen meinem Stande und meinen Kenntnissen entsprechenden Verwaltungsposten im eroberten Lande."

Erleichtert atmete Maria auf: "Du wirst nicht mit in die Schlachten gehen müssen?"

Gaston zwirbelte seinen Schnurrbart hoch. Für den Kampf in vorderster Linie war er nicht sehr eingenommen, aber das gab er natürlich nicht zu: "Erst

müssen doch die Prussiens geschlagen, weit zurückgeworfen werden, da bin ich selbstverständlich dabei, als Keimser Kürassier. Dann freilich werde ich mich der Verwaltung widmen."

Die Tränen fingen an immer reichlicher zu fließen, und dieses Mal gefiel das Gaston sehr.

"Wenn du fallen solltest —"

"Müßtest du auch das ertragen, kleine Frau. Aber tröste dich, nicht jede Kugel trifft. Länger wie höchstens vier Wochen würde ich nicht in Lebensgefahr sein."

"Vier Wochen; ich würde sterben vor Aufregung."

Sie trocknete sich die Tränen, bemühte sich zu lächeln, ein ausgezeichneter Gedanke war ihr mit einem Male gekommen, sie würde tun, als ob sie eifrig zur Abfahrt rüstete, und dann im letzten Augenblick die Reise aus irgend einem Grunde unmöglich machen; half nichts anderes, so stellte sie sich krank; da konnte Gaston unmöglich abreisen. Bis er dann auf irgend einem Umwege nach Frankreich kam, waren die ersten großen Schlachten längst geschlagen, und er konnte, ohne erst ins Feuer zu müssen, seinen hohen Verwaltungsposten übernehmen, den ihm Monsieur de Mervigny sicher verschaffen würde; zu dem hatte sie volles Vertrauen.

Er aber fuhr seiner Frau lächelnd über das schöne Blondhaar: „Nun, morgen früh kommt ja endlich ein Briefträger zu uns, alle drei Tage einmal, es ist unglaublich; wir werden sehen, was in den Zeitungen steht. Von heute zu morgen wird es nicht losgehen, vielleicht dieses Jahr überhaupt noch nicht, dann fände ich die nötige Zeit, hier alles in Ordnung zu bringen, ich habe schon heute gesehen, es wird eine Heidenarbeit!"

"O wie lieb du bist, gewiß bleiben wir recht lange hier!"



Sie gingen in den kleinen, gemüthlichen, mit unzähligen Jagdtrophäen geschmückten Speisesaal. Von der Abreise wurde an diesem Abend nicht mehr gesprochen.

Am nächsten Morgen stand in den Zeitungen, was der Kaplan gesagt. Gaston durchflog sie, zuckte dann gelassen mit den Schultern, er hatte wohl bemerkt, mit wie ängstlichen Blicken Maria an seinem Gesicht gehangen. Er begann zu schwätzen: „Es wird dabei nichts herauskommen; Osterreich steckt doch alles ein, weil es muß. Und um den österreichischen Thronfolger ist es nicht schade. Er versuchte wiederholt, Deutschland in einen Krieg mit Rußland und Frankreich zu verwickeln. Aber dazu war der deutsche Kaiser doch zu klug, er wußte, was ihm da blühen würde. Seinem verdienten Schicksal wird er aber doch nicht entgehen.“

„Also es gibt wirklich keinen Krieg, Gaston?“

„Soweit ich die Dinge von hier aus übersehe, wird es keinen geben, bevor es Frankreich und Rußland für nötig finden.“

Die junge Frau tröstete sich; trillernd und singend ging sie den ganzen Tag mit Anuschka durch Haus und Park und besuchte Kasimir und seine zahlreiche Familie in dem kleinen Häuschen; alle fühlten sich hochgeehrt, küßten ihr die Hand und beteuerten ihre Anhänglichkeit. Gaston war wieder den ganzen Tag unterwegs.

Kam ein Regentag, dann saß der Vicomte am Schreibtisch und rechnete. Zweimal war er sogar nach Komsha gefahren, was er da zu tun hatte, verriet er nicht. Nur fiel immer häufiger die Bemerkung, daß hier dank Stschouroffs eine verdamnte Wirtschaft herrsche. Und das stimmte, denn große Wälder waren geschlagen, aber nicht wieder aufgeforstet worden, undurchdringliches

Buschwerk war hochgewuchert, gut für die Jagd, aber schlecht für den Geldbeutel. Raubbau war getrieben worden. Van Scherwinsky, dem der Vicomte Vorkhaltungen machte, zuckte die Achseln und sagte: „Ich bin hier seit vierzig Jahren Hauptpächter, da wäre es töricht von mir, ich verdürbe es mit der Herrschaft. Wenn endlich eine bessere Verwaltung käme, würde ich mich freuen; nur würde ich raten, man nähme auf die landesüblichen Gebräuche die gebührende Rücksicht. Ich habe alle Auflagen, die mir im Pachtvertrag gemacht worden sind, gewissenhaft erfüllt; fünfzehn Jahre lang habe ich die drei unbewohnten Herrenhäuser in Stand gehalten. Ich habe das zum größten Teile aus meiner Tasche getan; es war eine bedeutende Last. Wo die Herrschaft aber auch wohnen will, es ist alles in Ordnung!“

Gaston warf vor Ärger seine Zigarre in hohem Bogen aus dem Wagen. Schein und Gerede war auch das; der Mann war sicher schwerreich auf Derzschwinewskyschem Boden geworden und hatte wahrscheinlich mit diesem sauberen Onkel Stschourowff unter einer Decke gesteckt. Er sollte sich wundern, seine Pacht lief ja demnächst ab.

Selten fuhr Maria mit; ihr Mann liebte es nicht. Scherwinsky mußte für sie und Anuschka einen zweiten Wagen stellen; manchmal begleitete die beiden der Kaplan. Sie fuhren in den Wald, besuchten die beiden anderen Herrenhäuser oder sahen zu beim Fischfang. Der Kaplan war ein vorsichtiger Mann; er wartete geduldig, wie sich die Dinge entwickeln würden; wahrscheinlich würde der Tag kommen, wo er seine Pfarrkinder vor dem Vicomte schützen mußte, denn Gaston gefiel ihm von Tag zu Tag weniger. Der sah nur die Rubel auf dem Lande liegen; was aus den Klein-



pächtern wurde, schien ihn nicht zu kümmern. Die Hauptsache blieb, daß die junge Herrin erst volles Vertrauen zu ihm bekam. Die fragte ihn bei jedem Zusammentreffen nach den Kriegsaussichten.

„Ja, wer vermag da Bestimmtes zu sagen? Ich glaube an den Krieg. Aber der Herr Vicomte wird davon mehr verstehen als ich, er wäre sicher schon abgereist, wenn er die Lage für gefahrdrohend hielte!“

„Das glaube ich auch ganz bestimmt, Hochwürden!“

Aber an Gaston wandte sie sich niemals um Auskunft, sie zitterte immer, wenn er alle drei Tage seine Zeitungen bekam und atmete erleichtert auf, weil er sich über den Krieg nicht äußerte, und höchstens spöttisch sagte: „Deutschland und Osterreich-Ungarn weichen wieder einmal mutig zurück. Das kennen wir ja. Eines Tages wird uns das aber nicht mehr passen. Ich meine, Frankreich und Rußland werden diese Feigheit satt haben.“

In Wahrheit sah er sehr wohl, daß die Wetterwand höher und höher stieg, und Feigheit war es, daß er nicht nach Frankreich zurückkehrte. In Lomscha hatte er in Erfahrung gebracht, daß die Züge nach der Grenze unregelmäßig verkehrten; von Tag zu Tag würde das schlimmer werden. Er gab sich aber den Anschein großer Geschäftigkeit und schätzte in seiner Aufgeblasenheit die Verhältnisse falsch ein. Er glaubte, daß in diesen Zeiten der Hochspannung in Rußland für einen Franzosen alles zu erreichen sei. Seinen Warschauer Anwalt bat er telegraphisch zu kommen, er werde ihm einen Wagen nach Lomscha schicken. Drei Tage später erhielt er erst die Antwort, daß er augenblicklich Warschau nicht verlassen könne.

Gaston wetterte, beklagte sich über die Verzögerung und tat wichtig: „Unser Präsident verläßt heute Peters-

burg wieder. Bis jetzt erschien mir die Lage nicht gefahrdrohend, auch der Deutsche Kaiser schwamm ja irgendwo an Norwegens Küste herum. Aber nun kommen mir doch Bedenken. Von Monsieur de Merzigny erhielt ich vor einigen Tagen einen sehr ernstern Brief. Ich machte dir keine Mitteilung davon, um dich nicht aufzuregen. Wie die Dinge aber nun stehen, kann es doch immerhin sein, daß wir vor einem Jahre nicht hierher zurückkehren können; wir werden schleunigst die Geschäfte zum Abschluß bringen müssen. Ich sprach heute lange mit Scherwinsky; der Mann hat sich unterstanden, mir gegenüber die eiserne Stirn aufzusetzen. Denke dir, diese Unverschämtheit!"

Maria war erst keines Wortes mächtig. Sie sollte jetzt fort von hier, in die Fremde, nach Rancourt oder Paris, nachdem sie endlich wieder in die Heimat gekommen war? Der Herr Kaplan und Anuschka hatten verstanden, sie mit tausend Fäden an ihr Erbe zu binden. Der Priester hatte geschickt die Saiten in dem jungen Herzen zum Schwingen gebracht; er sah ganz klar, die Herrin war zu dieser Ehe gedrängt worden; die junge, unerfahrene Frau war noch nicht zur Erkenntnis gekommen. Brach aber der Tag an, vielleicht schon heute oder morgen, dann mußte sie fähig sein, mit zäher Kraft ihren Willen durchzusetzen, und wenn sie schwankte, würde er hinter ihr stehen und sie stützen. Ein guter Kern war ja in ihr, das bewies, wie sie ihre Amme behandelte; der Einfluß des Franzosen hatte noch nicht so weit gereicht, aus ihr ein hochmütiges, hoffärtiges Geschöpf zu machen. Aber auch das konnte über Nacht werden. Die Stunde nahte, in der der Priester seinen ganzen Einfluß auf diese schöne, noch so kindliche Polin aufbieten mußte, um zu verhindern, daß sich die Fäuste



nicht gegen die Herrschaft hochrechten und Flüche fielen. Wo hinaus der Vicomte wollte, lag auf der Hand; er wollte den Leuten die Taschen leeren, um ein bequemes Leben zu führen, fern von Polen. Das sollte dem Franzosen nicht gelingen. Van Scherwinsky kam Abend für Abend mit immer ernsterem Gesicht zu ihm und erzählte, was der Vicomte gesagt und was er alles hatte wissen wollen; daraus ließen sich Schlußfolgerungen ziehen.

Die junge Frau sah ihren Mann erst eine ganze Zeit ängstlich an; sie fühlte selbst, sie war nicht mehr die alte. Sie besaß, wenn es sein mußte, die Kraft, ihm entgegenzutreten; nur ohne Not wollte sie es nicht tun. In dem Kaplan hatte sie einen Rückhalt; sie fühlte sich nicht mehr allein auf der Welt. Onkel und Tantchen hatten sie ausgenutzt, hier aber wollte man ihr Bestes. Davon war vielleicht auch Gaston zu überzeugen; wohl nicht sofort, aber allmählich. Zeit gewinnen blieb jetzt die Hauptsache.

„Ach, Monsieur de Mervigny — so gut er es auch meint — sieht wohl die Dinge zu ernst an. Wir werden die nächsten Tage noch abwarten!“

Gaston legte die Stirn in Falten, ging im Zimmer auf und ab, tat wieder einmal, als ob er angestrengt nachdenke. Ihm war's im Augenblick sehr recht, daß er nicht Hals über Kopf abzureißen brauchte: „Wenn nur häufiger Nachrichten hierher kämen, daß man klarer sähe. Ich glaube ja auch, so schnell wird der Krieg nicht ausbrechen. Die Deutschen werden dumm genug sein, weiter zu verhandeln.“

„Sie werden keinen Versuch scheuen, den Frieden zu erhalten. Sagtest du doch selbst, zu gewinnen hätten sie auf keinen Fall etwas, wohl aber viel zu verlieren!“

Die Antwort paßte ihm ausgezeichnet: „Ah, du hast allerlei von mir gelernt, das freut mich sehr, liebe Maria. Ich hatte das richtige Gefühl, als ich um dich anhielt: Aus dir läßt sich eine Frau machen, die in den politischen Salons tonangebend wird!“

„Lieber Gaston! Hier komme ich durch die Welt gestoßenes Geschöpf eigentlich erst dazu, mir eine klare Meinung zu bilden. Worte, die du mir einst gesagt, verstehe ich heute. Es wird noch manche Dummheit über meine Lippen kommen, aber um mich zu belehren, bist du ja da!“

Er war hochbefriedigt; überstürzten sich nun die Ereignisse, konnte er antworten: Ja, wer hätte das gedacht? Wir bekommen nur alle drei Tage Post. Die französischen Zeitungen waren veraltet und die polnischen durften anscheinend die augenblickliche politische Lage nur in mildem Lichte bringen. Deshalb sagte er: „Also warten wir noch! Aber für alle Fälle halte dich zur Abreise bereit. Es wird hier in die unglaublich verfahrenen Zustände in den allernächsten Tagen Ordnung gebracht, dann setzen wir uns aber auf die Bahn. Scheußlich, daß uns der Warschauer Anwalt im Stich läßt!“

Maria schloß die Augen; zum mindesten waren wieder ein paar Tage gewonnen, und morgen wollte sie einmal mit dem Kaplan offen sprechen, der sollte ihr raten.

Der nächste Tag aber verlief anders, als sie sich vorgestellt; gegen Mittag kam der Kaplan erregt an, Zorn und Verachtung loderten aus seinen grauen Augen: „Ich wartete geduldig, wie sich die Dinge entwickeln würden. Schon seit längerer Zeit habe ich mir meinen Vers gemacht, aber ich hoffte immer noch, ich würde mich täuschen!“



„Um Gotteswillen, Hochwürden, ist der Krieg ausgebrochen?“

„Ja, das heißt vorläufig auf Ihrem Erbe. Pan Scherwinsky war eben bei mir; der Vicomte will nicht nur alle Pachten, die demnächst ablaufen, ungeheuer steigern, es sollen auch noch jetzt, in dieser ernstesten Zeit, sofort Barvorschüsse in außerordentlicher Höhe geleistet werden, um die Forderungen des Gerichtes und der Steuer zu befriedigen!“

„Das verstehe ich nicht!“

Maria war es, als griffe eine kalte Hand an ihr Herz. Sie war feige gewesen, hatte das alles kommen sehen und doch nicht gewagt, ihren Mann von seinem Vorhaben abzuhalten.

„Ich zweifle keinen Augenblick, Ihr Gatte hat das hinter Ihrem Rücken getan, es ist natürlich kein Gedanke, daß die Forderungen erfüllt werden könnten; außerdem geht uns der Herr Vicomte gar nichts an. Die Besizung gehört nach russischem Rechte — das ist endlich einmal etwas Gutes an Rußland — einzig und allein Ihnen. Ich habe mich den Leuten gegenüber verbürgt, daß Sie so etwas nicht zulassen werden. Habe ich unseren Landsleuten zuviel versprochen?“ fügte er leise grollend hinzu.

Da raffte sich Maria auf. Vom ersten Tage an waren ihr alle Leute mit Vertrauen entgegengekommen, hatten ihr die Hände geküßt, sie „edle Frau Wohltäterin“ genannt. Ihre Landsleute waren es; jäh erwachte das polnische Blut in ihr, sie warf den Kopf in den Nacken: „Meine Unterschrift gilt unter den Pachtverträgen, nicht wahr, und keine andere?“

„Keine andere.“

„Dann sagen Sie allen, daß ich meine Unterschrift

nur unter Pachtverträge setzen werde, die Ihre Billigung gefunden haben, Hochwürden!"

Da blizten die Augen auf, ein befreiender Atemzug hob die Brust des Geistlichen; er war Sieger geblieben, nicht der Franzose. Er erwiderte: „Sie können fest überzeugt sein, ich werde Ihr Interesse mit dem unserer Landsleute in Einklang zu bringen verstehen!"

„Ich zweifle nicht daran.“

Scharf sah der Priester die junge Frau an: „Sie sollen auch keine Furcht haben vor Ihrem Mann.“

„Ich fürchte ihn nicht. Ich hoffe, es wird nur eine Verirrung von ihm sein!“

Das glaubte der Kaplan nicht: „Wir haben alle unsere Schwächen und Fehler. Sie werden mich immer bereit finden, einen Ausgleich zu schaffen, dazu bin ich da. Das ist mein Amt.“

Die Tür wurde aufgerissen, Gaston kam herein und sah den Priester finster an. Überall stieß er auf diesen Menschen; auch die Leute waren ihm blind ergeben. Gaston rief ihm zu: „Sie werden jetzt im Dorf nötiger sein. Ein Kosakenpulk ist da, die Pferde werden gemustert, der Offizier sagte mir eben, die Kriegserklärung sei auf allen Drähten unterwegs. Wir müssen schleunigst abreisen, über Petersburg; durch Deutschland kommen wir nicht mehr, das hat man von den traurigen Postverhältnissen hier!“

Der Kaplan blieb. Er sagte, Van Scherwinsky würde den Offizier zum Frühstück geladen haben und den Leuten Schnaps geben, so eilig habe man es in Rußland nicht; hier aber sei er jetzt dringend nötig. Er sah dem Vicomte fest ins Auge: „Bei den kommenden schweren Zeiten wird es angebracht sein, stillschweigend die bestehenden Pachtverträge zu verlängern bis zum



Friedenschluß, dann wird sich über Abänderungen reden lassen!“

Gaston Mancourt hielt es doch nicht für richtig, den Bogen jetzt zu überspannen; marschierte Rußland, marschierte selbstverständlich auch Frankreich, und England hatte sicher nicht umsonst seine mächtige Flotte im Kanal zusammengezogen. In einigen Monaten war der Friede diktiert; dann würde auch schon dafür gesorgt werden, daß man über französische zivilrechtliche Ansprüche in Warschau nicht länger mit einem Achselzucken hinwegging. Der Vicomte war nicht der Mann, der eine Sache bis zum letzten Ende durchführte, wenn er auf kräftigen Widerstand stieß, dazu war er zu feig.

„Sie haben recht, es stehen jetzt wichtigere Dinge auf dem Spiel,“ sagte er hochmütig. „Unser Aufenthalt hier war nicht zwecklos, ich habe den nötigen Überblick gewonnen und werde, wenn erst Friede ist, zu handeln wissen!“

Das Prahlen konnte er noch immer nicht lassen. Der Kaplan war viel zu klug, um ihm seine Überlegenheit fühlen zu lassen; er sagte, bedeutend liebenswürdiger: „Ich verstehe, daß Ihnen sehr viel daran liegen muß, möglichst rasch nach Frankreich zurückzukehren; was aber soll Ihre junge Frau jetzt dort? Wir sind hier durch einen breiten Sumpfgürtel und die Kanonen bei Lomscha gut gedeckt; außerdem würde die zarte Gesundheit Ihrer Frau Gemahlin durch die Unannehmlichkeiten der Reise sehr angegriffen werden. Die Fahrpläne sind vollkommen über den Haufen geworfen; wahrscheinlich müssen Sie über Finnland und Schweden nach irgend einem norwegischen Hafen zu reisen versuchen, von da zu Schiff nach England und dann über den Kanal nach Frankreich. Es ist unmöglich;

Sie werden vier Wochen unterwegs sein oder noch länger!"

"Dazu bin ich nicht imstande, Gaston!"

Ihm lag gar nichts daran vor vier Wochen nach Frankreich zu kommen; fuhr er allein, dann konnte er ein paar Züge verpassen oder ein Schiff, unterdessen standen die französischen Heere schon weit in Deutschland, und Monsieur de Mervigny besorgte ihm einen anständigen Verwaltungsposten in Straßburg, Mannheim, Aachen oder Köln.

Zärtlich schlang er den Arm um die Schultern seiner schönen, jungen Frau: „Kleiner Hasenfuß! Wenn der Herr Kaplan mir schwört, dich zu hüten wie seinen Augapfel . . . So schwer es mir fällt, mich von dir zu trennen, ich werde allein reisen. In Rancourt oder Paris wärst du ja auch ohne mich. Es hat wirklich keinen Zweck, dir die beschwerliche Reise zuzumuten!"

Maria fing an heftig zu schluchzen: „Ich habe solche Angst um dich, so namenlose Angst!"

"Bah, im Kriege kann jeder totgeschossen werden. Was kommt's darauf an, erntet Frankreich nur Ruhm und Macht. Wir haben auf diesen großen Tag der Rache dreiundvierzig Jahre gewartet."

Der Kaplan fühlte sich angewidert durch solche Reden. Er durchschaute den Vicomte; der war kein Mann, der sich ohne Not dem Kugelregen aussetzte.

"Also die junge Herrin bleibt bei uns! Gott sei gelobt! Ich verpfände mein Wort, daß der Weg zu ihr nur über mich geht. Sind Sie zufrieden, Herr Vicomte?"

"Ich muß wohl," sagte Gaston mit einem Achselzucken.

Der Kaplan hätte ihn ohrfeigen können; nun sah



er völlig klar; eine bodenlose Wut überkam ihn auf Stschouroff, den Russen.

Maria hing sich an ihres Mannes Hals, weinte und überschüttete ihn mit Liebkosungen; da verließ der Priester das Zimmer. Jetzt gehörte er seiner Gemeinde und mußte den Kosaken, vor allem dem Offizier, auf die Finger sehen.

In den nächsten beiden Wochen schimpfte Gaston, wo er ging und stand. Fast einen um den andern Tag fuhr er nach Lomscha, kam aber immer wieder heim.

„Es geht noch kein Zug nach Petersburg; Rußland speit seine Millionen an die Grenze. Die Kosaken stehen schon vor Königsberg; Gumbinnen und Insterburg sind genommen, Graudenz wird belagert, Posen berannt. Aber das ist noch gar nichts, Frankreichs alter Ruhm bewährt sich; bei Mülhausen haben wir eine Riesenschlacht gewonnen, der deutsche Kronprinz ist bei Metz umzingelt, er soll gefallen oder wahnsinnig geworden sein; einige Forts von Straßburg haben wir schon genommen, im Norden bei Lüttich tobt eine große Schlacht, Belgier und Engländer, die sich uns natürlich angeschlossen haben, kämpfen dort im Verein mit den französischen Truppen; schon ist Aachen in der Flanke bedroht, die englische Flotte hat die deutsche bis auf ein paar Schiffe bei der Insel Borkum vernichtet, Helgoland wird bombardiert. In Rheinland und Westfalen, weißt du, wo wir auf der Durchreise die vielen Bergwerke und Fabriken sahen, tobt der Aufstand. Ich muß fort, ich muß, sonst komme ich zu spät. Ich muß fort, und wenn ich zu Fuß nach Petersburg gehen müßte. Der Gouverneur der Festung Lomscha war ungeheuer liebenswürdig zu mir, eine glänzende Erscheinung, spricht ein prachtvollcs Französisch. Er

kannte meine Abhandlungen über Polen ganz genau, ich habe dich seiner Obhut empfohlen, er sendet dir seinen ergebenen Handkuß; du könntest dich unter seinem Schutze vollkommen sicher fühlen.“

In Wahrheit war der Vicomte nur von einem Adjutanten empfangen worden, der ihm kühl-höflich gesagt hatte, er solle sehen, wie er nach Petersburg komme; man wisse noch nichts Genaueres über die Fahrplanänderungen zu sagen. In einigen Tagen könnte es aber möglich sein, daß ein Zug dahin abgehe. Die Siegesberichte hatte er in den Zeitungen in Lomscha gelesen und ein paar Blätter mitgebracht.

Maria beruhigten diese Nachrichten sehr; da würde der Krieg also bald zu Ende sein; Gaston hatte richtig vorausgesagt. Hoffentlich kam er zu spät nach Frankreich. Erobertes Land war bis dahin genug vorhanden, und Monsieur de Mervigny würde ihm ganz bestimmt einen guten Verwaltungsposten verschaffen, weil Gaston so trefflich Deutsch sprach.

Vier Tage später ließ sich Van Scherwinsky melden: „Morgen früh um zehn geht ein Zug aus Lomscha nach Petersburg; ich habe es bestimmt erfahren. Wenn ich dem Herrn Vicomte leihweise fünfhundert Rubel russisches Geld zur Reise geben darf, steht die Summe gern zur Verfügung. Der Herr Kaplan wird unsere junge Herrin begleiten, falls sie den Herrn Gemahl bis zum Bahnhof bringen will, damit ihr auf der Rückfahrt nichts zustößt!“

Gaston reckte theatralisch die Hände: „Endlich! Endlich! Ja, mein lieber Van Scherwinsky, wenn Sie mir die fünfhundert Rubel geben wollen, möglichst Metallgeld, würde ich Ihnen dankbar sein.“

„Ich werde das Geld morgen früh bringen, wenn ich mir erlauben werde, mich zu verabschieden.“



Auf dem Bahnhofe in Lomscha stand die Vicomtesse und trocknete sich die Tränen, während der Zug in der Ferne verschwand; der Kaplan beugte sich zu ihr herab: „Junge Herrin, Sie sind in guter Hut; wir werden oft gemeinsam beten für den Herrn Vicomte. Es geht jetzt ein großes Sterben durch die Länder, eine Prüfung, die wir ertragen müssen, wenn wir sie auch nicht verstehen. Gott weiß, was er tut, und seine Heilsabsichten werden zutage treten, wenn sich die Zeit, die er uns gesetzt, erfüllt hat!“

Wie ein Vater nach der Hand seines Kindes faßt, so griff der Kaplan nach Marias Hand und führte sie zum Wagen, an den jetzt ein paar alte Klepper gespannt waren.

Raum war Gaston abgereist, da schlugen die zurückebbenden Heereswellen bis hinter den Festungsgürtel von Lomscha. Entsetzt in den Augen, kamen nach der Schlacht bei Lannenberg abgesprengte Truppenreste bis in die Dörfer, die zur Derzschwinewskyschen Begüterung gehörten; Trümmer eines Riesenheeres, das geglaubt hatte, stark genug zu sein, um ganz Ost- und Westpreußen unter seinen Fuß zu bringen. Offiziere quartierten sich im „Schlößchen“ ein und betrugten sich leidlich; es waren Kleinfürsten, die an ihrer Niederlage schwer trugen. Die Mannschaften aber ließen sich gehen, waren den halben Tag betrunken; Pan Scherwinsky sorgte dafür, daß sie nie ganz nüchtern wurden. Versteckt lagerten viele Fässer Spiritus, denn das Gut hatte eine Kartoffelbrennerei. Es war einmal nicht anders, so lange der Russe eine volle Flasche hatte und man ihn zum Trinken in großen Räumen zusammenhielt, war er ein ganz gutmütiger Kerl. Wehe aber, wenn man in ihm die Bestie erwachen

ließ! Eine Woche später mußten die Truppen zu Fuß weiter zurück nach Bjelostok; von da sollten sie mit der Bahn nach Grodno befördert werden, wo eine neue Armee aufgestellt würde, wie es hieß.

Man atmete auf, besonders Maria, und schrak bald von neuem zusammen, als eines Tages die Kanonen von Lomsha zu donnern begannen, daß im „Schlößchen“ die Fensterscheiben klirrten.

Der Kaplan beruhigte die junge Guts herrin: „Hier kommen die Deutschen nicht durch; aber soviel steht fest, sie haben ein großes russisches Heer schwer geschlagen, und im Westen bei den Franzosen scheint es auch nicht sonderlich gut zu stehen, obgleich wir die volle Wahrheit nicht erfahren; man muß versuchen, zwischen den Zeilen zu lesen!“

Pan Scherwinsky sagte lachend: „Es ist noch einmal gut gegangen; ich lasse sofort nach der Kartoffelernte wieder tüchtig Schnaps brennen. Das sind Unkosten, die man in Rußland tragen muß, von denen der Herr Vicomte keinen Schimmer hat; in eine ordnungsmäßige Bilanz lassen sich solche Dinge freilich nicht einstellen. Nun, Herrin, uns soll so leicht nichts geschehen. Und wenn die Russen noch ein paar tüchtige Hiebe über ihren dicken Schädel bekommen, haben wir hier allen Grund uns zu freuen!“

Maria aber wurde die Angst erst wieder los, als die Kanonen von Lomsha nach ein paar Tagen zu donnern aufhörten.

Dann kam ein ganzer Stoß Briefe von Gaston, alle aus Petersburg. In hochtrabenden Worten schrieb er: Deutschland habe sich anscheinend doch besser für den Krieg vorbereitet, als man gedacht hatte, da müsse man eben etwas länger kämpfen; weiter habe das



nichts auf sich. Er hoffe endlich in den nächsten Tagen Petersburg verlassen zu können, seine Dienste habe er einstweilen der überlasteten französischen Botschaft zur Verfügung gestellt. Hoffentlich befinde Maria sich so wohl wie er. Sie solle ihm schreiben, und zwar an die französische Botschaft; sei er bereits unterwegs nach Frankreich, würden ihm die Briefe nachgesandt.

Flüchtige Briefe waren es, Maria fühlte aber die Leere in ihnen nicht; sie war froh, von ihm zu hören, und daß er noch nicht in Frankreich war.

Dann kamen noch zwei Briefe von ihm mit großer Verspätung an, einer aus Stockholm und ein zweiter aus Bergen; in diesen nahm er den Mund sehr voll: alles stände gut, die Franzosen hätten eine Riesenschlacht gewonnen, die Russen wären auch wieder über die deutsche Grenze gebrochen, im Elsaß mache Frankreich ganz gewaltige Fortschritte, Frankreichs Helden würden überall als Befreier aus langer Knechtschaft begrüßt, er werde dort einen Verwaltungsposten annehmen, er habe soeben an Monsieur de Mervigny telegraphiert, damit er sofort bei seiner Rückkehr das Amt übernehmen könne.

Maria weinte zwar und fand diese lange Trennung grausam, aber tröstete sich bald wieder, es war doch ein Glück, daß Gaston in Mervigny einen einflußreichen Schützer besaß.

Der Kaplan war in der letzten Zeit sehr ernst geworden, auch Pan Scherwinsky ging mit gefurchter Stirn umher; die Russen hoben rücksichtslos jeden dienstfähigen Mann aus und nahmen gegen Requisitionsscheine, die doch nicht eingelöst wurden, die letzten brauchbaren Pferde weg. Dauerte der Krieg noch lange, so geriet die wirtschaftliche Lage vieler

Menschen an den Abgrund. Anuschka, die Amme, weinte halbe Tage, denn ihre beiden ältesten Söhne waren ausgehoben worden, und ihrem noch sehr rüstigen Manne hatte man gesagt, daß er bei der nächsten Musterung auch genommen werden würde.

Da saß Maria in den Winterabenden meistens allein, weinte viel und fühlte sich todunglücklich. Und dann donnerten auf einmal die Kanonen von Lomsha heftiger denn je; irgendwo in Masuren war eine große Schlacht gewesen, ein zweites, großes russisches Heer war vernichtend geschlagen worden. Der Kaplan brachte ihr die Kunde: „Für Polen ist es besser, Rußland wird geschlagen als Deutschland!“ sagte er zuletzt.

Sehr erstaunt war Maria, das zu hören: „Mein Mann sagte mir, die Polen hätten in Deutschland furchtbar zu leiden.“

„Nun ja, es mag in Deutschland manches für die Polen zu wünschen übrig bleiben, aber sie leben im Paradiese im Vergleich zu uns in Rußland!“

„Ist das denkbar?“

Sehr vorsichtig ging der Kaplan zu Werke, aber er kam nun fast jeden Abend eine Stunde und weihte die junge Polin in die geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse ihrer unter drei Kaiserreichen lebenden Landsleute ein; da lernte sie mit ganz anderen Augen sehen, als Stschouroffs und vor allem ihr Mann die Dinge geschildert hatten, und das Vertrauen zu dem Priester wuchs und festigte sich.

Eines Abends sagte er: „Werfen wir uns auf die Knie und beten wir für ein befreites, selbständiges Polen zur heiligen Jungfrau.“

Während der Kaplan mit halblauter Stimme betete, schallte der Gesang russischer Soldaten ins Zim-



mer, die gerade anmarschiert kamen, um für längere Zeit im „Schlößchen“ und im Dorfe Unterkunft zu beziehen, denn die Festung Komsha war in Gefahr vom Feinde angegriffen zu werden. Vor einer förmlichen Belagerung bewahrte sie der breite Sumpfgürtel, der sich vor ihrer Ostfront weit hinzog.

Schon am dreißigsten Juli war ein Offizier von der Grenzwache zu Stanislaw Felician Brassowsky gekommen und hatte ihm den Befehl überbracht, am nächsten Morgen sich nach Warschau zu begeben und sich sofort beim Zivilgouverneur zu melden; er wußte, was das zu bedeuten hatte. Man hielt ihn zum mindesten für unbequem und wollte ihn von der Grenze entfernen; wenn es nicht schlimmer kam, war es zu ertragen. In Rußland weiß aber auch im Frieden kein Mensch, wo er am nächsten Tag aufwacht; irgendein „Verdacht“ genügt zum Abschub, wenn ihn nur jemand ausspricht, der einflußreich ist.

Er wurde von dem ersten Gehilfen des Zivilgouverneurs wider Erwarten sehr freundlich empfangen; man wollte sich seiner guten Dienste in dieser ernsten Zeit versichern und erwartete von ihm, daß er behilflich sein werde, etwaige Reibungen zwischen der Verwaltung und der polnischen Bevölkerung auszugleichen. Das versprach er sehr gern, wenn er auch den Worten nicht traute. Er konnte sich ungehindert in Warschau bewegen, mit seinen Standesgenossen verkehren; seinem Volke würde er nützen können, das blieb die Hauptsache.

Die Arbeit, die er zu leisten hatte, war nicht überwältigend; nur unter zahlreiche Schriftstücke hatte er seinen Namen zu setzen, die Befehle an die Bevölkerung enthielten, die sehr drückend waren. Im Kriege ließ

sich das oft nicht vermeiden; und wenn die Machthaber glaubten, ihn auf diese Weise der russischen Regierung zu verpflichten und mit seinen Landsleuten, besonders seinen Standesgenossen, zu verfeinden, irrten sie sich gründlich. Manche Erleichterung setzte er sogar durch; er hatte lange genug in russischen Kanzleien gearbeitet, um zu wissen, wie das anzufangen war. Von seinen Gütern kam erfreuliche Kunde; bei Kalisch blieb es ruhig. Nach der Schlacht bei Lannenberg und nach der Winterschlacht in Masuren kniff er die Lippen aufeinander und hütete sich, auch im engsten Freundeskreise ein Wort fallen zu lassen, das mißdeutet werden konnte.

Sehr schnell hatte er erfahren, daß die Vicomtesse de Rancourt auf ihren Gütern bei Lomscha lebte. Es fiel ihm auch leicht, festzustellen, wo ihr Mann geblieben war. Er drückte sich lange in Petersburg herum, anstatt sich an die französische Front zu begeben; das wunderte ihn nicht, denn es entsprach vollkommen dem Wilde, das er sich von ihm gemacht hatte. Er erfuhr auch noch mehr, daß nämlich ein entschiedener Druck des französischen Botschafters in Petersburg nötig gewesen war, um den Vicomte zu bewegen, endlich abzureisen.

Brassowsky überlegte, ob nicht jetzt der geeignete Augenblick gekommen war, sich der Geliebten wieder zu nähern. Nicht anders natürlich, als um ihr Vertrauen zu bitten, falls sich etwa weitere Schwierigkeiten bei der Verwaltung der Güter in diesen Zeitläuften ergeben sollten. Das Böglein Hoffnung sang wieder in seiner Brust; wer konnte wissen, wie sich die Dinge weiter entwickelten? Frankreich blutete stark, es war anzunehmen, daß auch der Vicomte in die Schützen-



gräben gesteckt wurde; mochte der Gedanke auch sündhaft sein, er ließ sich doch nicht bannen. Und außerdem empfand er es wie einen Wink des Schicksals, daß Marias Kind nicht lebte. Er predigte sich Geduld; was die Zukunft brachte, mußte abgewartet werden.

Der Zufall fügte es, daß er eines Tages mit dem alten Grafen Joseph Pollarsky im polnischen Adelsklub zusammentraf; der Graf war ein gebrochener Mann, das Gesicht durchfurcht von tausend Runzeln, der volle weiße Schnurrbart war in Spitzen gedreht; er konnte nur mühsam auf seinen Stock gestützt gehen. Von seinen drei Söhnen waren bereits zwei in russischen Diensten gefallen. Brassowsky kannte ihn nur ganz flüchtig von früher her, wußte aber, daß der Graf ein Gutsnachbar von Maria war.

Auf eine Frage nach ihr, zuckte Pollarsky die Schultern: „Ich war mit ihrem Vater ganz gut Freund, bis er so sonderbar wurde. Die Kleine habe ich in meinem Leben nur ein paarmal als Kind gesehen. Unter uns, die Verheiratung von Derzschwinewskys Schwester mit dem Russen Stschourowff behagte mir nicht; er war auch nicht erfreut darüber. Wir kamen auseinander. Und daß der Vicomte de Mancourt es nicht für nötig hielt, bei mir Besuch zu machen, war ich recht froh; denn wie er die russische Verwaltung lobhudelte, war schon nicht mehr schön. So hatte ich keine Veranlassung, dort vorzufahren. Aber hinter den größten Derzschwinewskyschen Pächter — Scherwinsky heißt er, ein ganz vernünftiger Kerl — habe ich mich gesteckt, ich wollte erfahren, wie der Franzose nach seinen schriftstellerischen Leistungen sich bei uns benehmen würde, und ich muß sagen: es war ein Skandal! Ich bin sonst nicht so, aber das Gerichtsurteil, das ihm natürlich dieser

Etshouroff eingebrockt hat, gönne ich ihm von ganzem Herzen!"

Stanislaw Felician Brassowsky lachte höhnisch auf: „Oh, das kenne ich aus meiner Dienstzeit bei der russischen Botschaft in Paris.“

„So, so. Ich kann jedenfalls der Maria Derzschwinewska nicht anders helfen, als daß ich mir von dem Großpächter Scherwinsky ab und zu Bericht erstatten lasse und ihm Ratschläge gebe. Denken Sie nur, der Vicomte wollte gerade vor Ausbruch des Krieges die Pächter ganz unvernünftig steigern!“

„Das wundert mich nicht, denn ich kenne den Vicomte de Rancourt!“

„Wohl eine Schiebung der Etshouroffs, diese Heirat?“

„Eine ganz tolle sogar!“

Da sah der Graf Stanislaw Felicyan Brassowsky an und sagte nur: „Ach so!“

In diesem „Ach so“ aber lag sehr viel. Der Graf sah klar, wie es in dem Herzen seines Landsmannes und Standesgenossen aussah. Der bekam einen roten Kopf und verabschiedete sich rasch.

Henri Mervigny war durch das Unglück seines Vaterlandes nicht niedergedrückt, im Gegenteil, seine Kräfte schienen gestählt. Als ihn Gaston aufgesucht, hatte er aufgeatmet: „Endlich! Es wird höchste Zeit; Frankreich gebraucht alle seine Söhne. Wir haben uns tüchtig verrechnet, wer das nicht zugibt, ist ein Narr! Aber was hilft das alles? Wir müssen durch diese Hölle hindurch und siegen, sonst sind wir keine Großmacht mehr — und werden es nie wieder!“

„Mein schönes Rancourt,“ fing Gaston zu klagen an.



Da kam er bei Mervigny an den Rechten; der musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle: „Freuen wir uns, daß die Preußen noch nicht Paris haben, denn viel hätte wahrhaftig nicht gefehlt. Und Rancourt steht noch; zu Ihrem Glück liegt dort nicht einmal ein höherer Stab, sonst hätten französische und englische Flieger sicher schon ihre Bomben auf das Schloß geworfen! Denken wir an das Nächstliegende. Ich habe mich für Sie verwendet; weil Sie fließend Deutsch sprechen, werden Sie einem Armeeeoberkommando zugeteilt, Sie sollen die Gefangenen vernehmen; holen Sie möglichst viel und vor allen Dingen Wahres aus ihnen heraus. Sie werden dann Frankreich große Dienste leisten können.“

„Ich werde mir die größte Mühe geben, Monsieur de Mervigny!“

Gaston fiel ein Stein vom Herzen, da brauchte er ja nicht in den Schützengraben; natürlich ließ er sich nichts merken.

Mervigny erkundigte sich nach Madame la Vicomtesse: „Freut mich zu hören, daß es Maria gut geht. Es war sehr vernünftig, ihr die schwierige Reise jetzt nicht zuzumuten. Immerhin halte ich ihren augenblicklichen Aufenthalt nicht für gefahrlos!“

„Die Deutschen werden Lomscha nicht nehmen können!“

„Schwerlich von der Front, aber durch Umgehung. Ich weiß mehr, als in den Zeitungen stehen darf, lieber Gaston; sie arbeiten sehr zielbewußt, das muß man nicht verkennen. Sie haben einen ausgezeichneten Feldherrn, von dem man im Frieden so gut wie gar nichts hörte, den Monsieur d'Indenbourg. An Ihrer Stelle würde ich den Weg zu Stschouroffs jetzt nicht scheuen; durch die russische Botschaft könnte Maria veranlaßt werden,

sich einstweilen nach Petersburg oder Moskau zu begeben! Vergessen Sie nicht, Lodz war schon vorübergehend in deutschen Händen! Dieser d'Indenbourg wird versuchen wiederzukommen, um auch Warschau zu nehmen!"

Gaston runzelte die Stirn; er war fest entschlossen, nicht zu Stschouroffs zu gehen. Da sein Posten recht gefahrlos war, hatte er es auf einmal sehr eilig, zu seinem Armeekommando zu kommen: „Ein französischer Offizier darf nicht zu schwarz sehen; ich werde an Stschouroffs von der Front aus gleich schreiben, wenn Gefahr droht, möchten sie Maria durch die Botschaft benachrichtigen, daß sie sich nach Moskau oder Petersburg begeben soll. Wenn ich mir die Frage erlauben darf, wie geht es Madame de Mervigny?"

„Danke sehr, lieber Gaston, ganz leidlich; sie erkundigt sich in jedem Briefe nach Maria und Ihnen; sicher wird sie sich freuen, wenn Sie ihr bald einmal ausführlich schreiben. Mein Schloß in der Vendée hat sie zu einem großen Lazarett umgewandelt und pflegt unsere tapferen Jungen mit der ihr eigenen Liebe und Gründlichkeit. Und nun, Glück auf den Weg! Ich denke, Sie haben noch manches zu besorgen. Kommen Sie einmal nach Paris, dann vergessen Sie nicht, mich aufzusuchen!"

Als Gaston an dem alten Hausmeister vorbeigegangen war, schüttelte er den Kopf; er hatte eine viel herzlichere Aufnahme durch Monsieur de Mervigny erwartet. Sein Gewissen schlug; sollten etwa Gerüchte bis hierher gedrungen sein, daß er schon zwei bis drei Monate früher in Paris hätte sein können, wenn er ernstlich gewollt hätte? Bah, er war jetzt da und einem Armeekommando zugeteilt, er würde es schon verstehen, sich unentbehrlich zu machen.



Wenn es aufs Reden ankam, verstand Gaston seinen Mann zu stehen. Diese Deutschen machten ihm aber seine Aufgabe heillos schwer; selbst Hunger und gelegentliche andere Mißhandlungen brachten sie nicht zur Preisgabe eines Dienstgeheimnisses; manche freilich, durch das Trommelfeuer halb um den Verstand gebracht, und dann und wann auch ein Dummer, verplapperten sich im geschickt gestellten Kreuzverhör. Der Vicomte wußte manches Wertvolle aus den Gefangenen herauszubringen; er war voller Eifer, denn im Hintergrunde lauerte die Furcht, er könne doch noch in den Schützengraben kommen. Er war dem Armeekorps von Verdun zugeteilt. Beliebt war der hochmütige Keimser Kürassier bei seinen Kameraden nicht, aber seine Geschicklichkeit machte ihn unentbehrlich.

Nur zwei Briefe hatte er von Maria noch bekommen; beide waren durch einen Vertrauensmann des Kaplans an Monsieur de Mervigny befördert worden; sie kamen ihm über Schweden zu; von dort aus waren sie durch die englische Gesandtschaft weitergegangen. Das letzte Schreiben verursachte ihm vieles Kopfzerbrechen, es lautete: „Ob es nicht der letzte Brief ist, mein lieber Gaston, der Dich einstweilen von mir erreicht, ist fraglich; die Deutschen dringen immer weiter vor, und unaufhörlich hören wir den Kanonendonner von Lomsha her. Auf Anraten des Kaplans und Pan Scherwinskys werde ich hier bleiben, selbst wenn die Deutschen kommen sollten; das Elend ist sehr groß. Ich bin in der letzten Zeit allen Leuten auf meiner Begüterung sehr nahe gekommen. Madame de Mervigny würde sehr erfreut sein, wenn sie mich bei meiner Tätigkeit sehen könnte. Ich fühle es jetzt deutlicher denn je, ich bin eine Polin und gehöre im Glück und im Unglück zu meinem Volke.“

Das lehrte mich der Herr Kaplan. In größter Sorge bin ich aber um Dich; wenn es Dir irgend möglich ist, laß mich wissen, wie es Dir geht. Gern würde ich Dir mehr schreiben, aber der Herr Kaplan meint, mein Brief könnte sonst angehalten werden.

Sorge Dich nicht um mich, grüße die guten Mervignys, und wenn Du Lantchen siehst, auch sie; vielleicht kann sie Dir behilflich sein, Nachricht an mich gelangen zu lassen. Gräme Dich nicht um

Deine Dich herzlich liebende, kleine Frau."

Dieser Brief erreichte Gaston in einem Augenblick, da ganz Frankreich in höchster Spannung auf Nachrichten aus Rußland wartete. Es stand dort wieder einmal gar nicht gut.

Wenige Tage später mußte der französische Heeresbericht melden, daß Lomscha am neunten August 1915 gefallen war.

Als man in Rußisch-Polen erkannt hatte, daß für das gequälte Land, bei tatkräftigem Handeln, die Befreiungstunde schlagen konnte, hatten die geistigen Führer die Hände nicht in den Schoß gelegt. Überall hin flogen geheime Botschaften, es galt schleunigst alle Vorbereitungen zu treffen, um die voraussichtlichen Sieger Deutschland und Osterreich-Ungarn nicht mit leeren Händen zu empfangen. Der Adel, die Geistlichkeit und die Gebildeten in den großen Städten waren die Träger der Bewegung; sie wußten alle, wurde einer überführt an einem selbständigen Polen mitzuarbeiten, erwartete ihn der Galgen, zum mindesten lebenslängliche Zwangsarbeit in Sibirien. Es ging buchstäblich um Kopf und Kragen.

In der Lomschaer Gegend waren die Tätigsten der



Kaplan und der Graf Joseph Pollarsky. Nicht nur der Graf hatte zwei seiner Söhne für Rußland dahin- geben müssen; anderen war es noch schlimmer ergangen. Viele Polen, die in russischen Diensten gestanden, ver- standen die Stunde trotz mancher Bedenken und setzten Gut und Leben ein für die Befreiung ihres Landes von der zarischen Mißwirtschaft. Zu ihnen gehörte auch Stanislaw Felicyan Brassowsky, der den Ereignissen mit größtem Verständnis gefolgt war. Kannte er doch, wie wenige andere, den Betrieb der russischen Diplomatie; Versprechungen, die man jetzt in der Not den Polen gab, gedachte man ja doch nicht zu halten. Und wenn ihm dennoch Zweifel gekommen wären, so be- wies das Verhalten des Zivilgouverneurs, daß die Thaten den Worten schon heute nicht entsprachen; es war scham- los, wie auch jetzt noch die russische Beamtenschaft sich benahm. Mit solchen Leuten noch länger zusamen- zuarbeiten, war eine Schmach und Schande. Aber er durfte sein Amt nicht niederlegen. Da hätte man ihn auf der Stelle erst ins Innere Rußlands gebracht und darauf wahrscheinlich sehr schnell weiter. Dann ver- mochte er seinem Volke nicht mehr zu nützen.

Als eines Tages der Zivilgouverneur wieder einen Erlaß herausgab, der, sinnlos in seiner Ausführung, nur Quälerei für die Polen im Gefolge hatte, erlaubte er sich bei einem Vortrag, auf die Bedenklichkeit der An- ordnung hinzuweisen. Sehr nervös war die hohe Erzellenz in den letzten Wochen geworden, sie brauste auf: „Ich habe wahrlich nicht um Ihre Dienste gebeten, Sie sind mir auf den Hals geladen worden!“

„Wenn es hohe Erzellenz für angebracht halten, werde ich sofort um meinen Abschied bitten!“

„Der wird Ihnen gegeben; Sie haben ihn nicht zu

erbitten, falls ich das für wünschenswert halte. Aber so unklug bin ich nicht.“

Stanislaw Felician Brassowsky verstand sofort: man wollte ihn hier festhalten, denn er wußte zu viel von früher her. Und wenn es nötig wurde, „verschwand“ er eines Nachts; das war in Rußland nichts Außergewöhnliches. Es hieß also auf der Hut sein.

Wenige Tage später flatterte ihm ein Schriftstück ins Haus, in dem er ernstlich gewarnt wurde; man habe vor, ihn tiefer nach Rußland zu bringen. Ein Glück war es, daß zwischen dem Wollen und Vollbringen in Rußland meistens einige Zeit zu verstreichen pflegte.

Mitten in der Nacht verließ Brassowsky Warschau, maßlose Wut auf Rußland in der Brust; er hatte nun nichts mehr zu verlieren, nur zu gewinnen. Auf seinen Gütern hausten schon längst die Deutschen; jetzt galt es, sich zu ihnen durchzuschlagen. Wo aber konnte das mit Erfolg geschehen? Nur da, wo die Deutschen Aussicht hatten, demnächst durchzubrechen, und das war, soweit seine Kenntnisse reichten, bei Komsha möglich. Ihn waren die Vertrauensleute der polnischen Bewegung bekannt; bei Nacht und Nebel wurde er von einem zum anderen gebracht, immer weiter nach Norden.

Oder hatte Stanislaw Felician Brassowsky Komsha nur deshalb ausgewählt, weil in der Nähe dieser Grenzfestung die Vicomtesse Maria de Rancourt weilte? Er gestand sich's mit müdem Lächeln ein, auch die Sehnsucht, die Geliebte wiederzusehen, trieb ihn nach Norden.

Während die Kanonen heftiger denn je vor Komsha donnerten, fuhr eines Abends der alte Graf Joseph Pollarsky am „Schlößchen“ vor. „Ich bin ein Jugend-



freund Ihres guten Vaters gewesen, Vicomtesse, und darf Ihnen deshalb wohl meinen Beistand anbieten; Lomsha wird sich nur noch Tage halten können, die Deutschen haben einige ihrer Riesengeschütze in Stellung gebracht, und denen konnte nicht einmal Antwerpen widerstehen. Nicht die Deutschen halte ich für gefährlich für Sie, wohl aber die zurückflutenden Russen; ich habe schon immer ein wachsames Auge auf Sie gehabt und bin über alles, was Sie angeht, durch Ihren Pächter Scherwinsky unterrichtet worden; bisher blieben Sie ja von Einquartierungen ziemlich verschont, weil Sie abseits der Hauptstraßen wohnen, nun aber erscheint mir Ihre Lage in den nächsten Tagen nicht ungefährlich; ich muß das aussprechen!"

Maria sagte ruhig und bestimmt: „Trotzdem werde ich hier bleiben, Herr Graf!"

Pollarskys Vorstellung von der Vicomtesse war anders gewesen; Scherwinsky hatte sie als eine unerfahrene junge Dame geschildert, die noch sehr unselbstständig sei; woher mochte mit einem Male diese feste Entschlossenheit stammen? Er fuhr fort: „Ich zweifle doch, ob Sie die Gefahr ganz übersehen!"

„Ich glaube klar zu wissen, was geschehen kann; wenn mich unser hochwürdiger Kaplan und Pan Scherwinsky nicht schützen können, dann kann es im Augenblick auch niemand anderes.“

Die Augen des alten Grafen blieben fest auf Marias hübschem Gesicht haften; Staunen lag in seinem Blick: „Ja, Ihr Kaplan ist ein außerordentlicher Mann.“

„Nicht wahr! Durch ihn gewann ich die Heimat erst in tiefster Seele lieb. Ich kam in meinem bisherigen Leben noch kaum zum ruhigen Nachdenken über mich

und meine Pflichten, jetzt habe ich alles begriffen; ich werde der Heimat nicht untreu!"

"Sie haben einen Franzosen geheiratet."

"Einen Mann, den ich liebe, dessen Vorzüge und Fehler ich heute gleichfalls kenne, Herr Graf. Kann nicht die Liebe Berge versetzen? Wenn erst Frieden ist, werde ich durchzusetzen wissen, daß wir die längste Zeit des Jahres hier wohnen."

Pollarsky antwortete nicht gleich; er sah zum Fenster hinaus in die Dämmerung und schien dem Donner der Geschütze zu lauschen. Es galt jetzt, die richtigen Worte zu finden. Langsam wendete er den Kopf mit der scharf geschnittenen Adlernase, dem vorspringenden, breiten Kinn seiner jungen Landsmännin zu: "Ihr guter Vater hatte sicher nicht gewünscht, daß Ihr Onkel Stschouroff Vormund über Sie wurde, denn schon gegen die Heirat seiner Schwester mit dem Russen hatte er sich sehr gewehrt."

Maria fragte plötzlich: "Sagen Sie mir, bitte, ganz offen und ehrlich: hat mich mein Onkel betrogen?"

"Ja! Und ganz maßlos; ich sah mir oft zähneknirschend die Verwüstung Ihrer Wälder an. Aber was war zu machen? Wir sind bis zur Stunde Rußland schonungslos preisgegeben, ob auch morgen noch, das wird sich finden."

"Wie denken Sie über meine Verheiratung mit dem Vicomte de Rancourt?"

Die Frage hatte er nicht erwartet; aber antworten mußte er: "Es steht mir keine Erwiderung zu, denn ich kenne die näheren Umstände nicht. Außerdem, was würde das ändern? Sie sind Madame la Vicomtesse und werden es bleiben!"

"Selbstverständlich! Aber man will doch klar über



sich und andere werden. Herr Graf, wenn wieder Friede ist, und mein Mann kommt hierher, werde ich mir erlauben, den Vicomte Ihnen vorzustellen; darf die Tochter Ihres Jugendfreundes Sie dann bitten, mit ihr Schulter an Schulter zu kämpfen? Mein Mann zerflattert da drüben in Frankreich, trotz seiner guten Geistesgaben."

"Dann verkörpert er — leider — sein Vaterland! Maria, Sie können, wenn ich alter, schwergeprüfter Mann dann noch lebe, auf mich zählen. Wollen Sie sich nun nicht unter meinen Schutz stellen und ein-  
weilen zu mir kommen?"

"Ich bin eine Polin unter getreuen Polen; wir würden uns zu wehren wissen."

Da blickte es in den alten Augen des Grafen auf, während ein ungeheurer Knall das ganze Haus erschütterte.

"Das war eine Antwort. Da flog anscheinend ein ganzes Munitionslager in die Luft. Leben Sie wohl, mein liebes Kind. Sehen Sie da den Feuerschein, die Herrschaft Rußlands über Polen geht in Flammen auf; Gott sei gelobt! Ich muß nach Hause!"

Es kam anders, als Graf Pollarsky gefürchtet hatte; die Deutschen begnügten sich nicht damit, nur Lomsha zu erobern, sie blieben am Feinde und hekten ihn nach Osten; Kavallerie nahm die Verfolgung sofort scharf auf, unterstützt von reitender Artillerie, Radfahrerkompanien und Bataillonen, die in Kraftwagen vorgebracht wurden, und die Zahl der Gefangenen stieg stündlich. Vor allen Dingen sollten die Russen verhindert werden, die Dörfer, die reif auf den Halmen stehenden Feldfrüchte zu verbrennen; zum größten Teile gelang es auch.

Zu beiden Seiten des Bobr trabten starke Kavallerieabteilungen flußaufwärts; sie stießen nur auf Versprengte; was sich in den meilenweiten, teils versumpften Wäldern und in den Gebüschern noch verborgen hielt, ließ sich bei dem raschen Nachdrängen nicht feststellen. Diese Leute fielen morgen oder in wenigen Tagen doch der nachfolgenden Infanterie in die Hände; der Hunger würde sie aus ihren Verstecken treiben.

Maria stand mit klopfendem Herzen hinter den Fenstervorhängen und suchte mit einem Fernglas das Land ab; dann und wann fielen in der Ferne, schnell hintereinander, ein paar Schüsse, im Norden wuchs eine Rauchwolke immer höher in den klaren Sommertag. Sie wußte, was das zu bedeuten hatte, ein Dorf war in Flammen aufgegangen, wahrscheinlich hatte man auf der Flucht auch die Felder angezündet. Das Glas fing an, an ihren Augen zu zittern; Reiter kamen dort über das freie Feld gesprengt, etwa hundert mochten es sein, sie wußte nicht, ob es Deutsche oder Russen waren. Eine kleine Abteilung schwenkte ab und ritt gerade auf das Schloßchen zu. Sie konnte vor Schreck nicht mehr stehen und mußte sich setzen; was würde nun kommen? Brannte man auch ihr Eigentum nieder, die ganze Besitzung? Wenn wenigstens der Kaplan jetzt bei ihr gewesen wäre, aber der hatte ja in erster Linie für seine Pfarrkinder zu sorgen, die sich noch weniger helfen konnten als sie.

Eine herrische Stimme drang durch das Pferdetrappel an ihr Ohr; Sporen klirrten unter schweren Reiterstiefeln. Eines ihrer Dienstmädchen schrie gellend auf; um Gotteswillen, was hatte das zu bedeuten? Mordeten diese Leute? Da sank sie auf die Knie, versuchte zu beten, aber ihr kreisten wie toll die Gedanken



im Kopfe. Die Thür wurde aufgerissen, sie schnellte hoch; ein Offizier stand da, den Revolver in der Hand, hinter ihm drängten ein paar Mann in das Zimmer; sie hielten die Karabiner schußfertig.

Erstaunt musterte der junge deutsche Offizier die jugendliche Erscheinung, die in ihrer hilflosen Verwirrung hinreißend schön ausah; er verbeugte sich, schlug die Hacken zusammen, daß die Sporen aufklirrten. „Sprechen Sie deutsch?“ fragte er.

Sie verstand ihn nicht und antwortete unwillkürlich französisch.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“

Der junge Offizier sprach nun auch französisch: „Sind russische Soldaten im Hause?“

Es waren Deutsche. Maria atmete auf; der Kaplan hatte ihr ja gesagt, daß es zu hoffen sei, sie in Polen als Befreier zu sehen. Sie erwiderte rasch: „Es waren öfters welche hier in letzter Zeit. Aber nur vorübergehend, mein Herr; sie requirierten. Seit etwa fünf Tagen war keiner mehr hier.“

„Wirklich? Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Madame la Vicomtesse de Rancourt.“

Lachend sagte der Offizier zu seinen Leuten: „Hier treffen wir eine leibhafte Französin.“ Dann wandte er sich wieder an sie. „Wie kommen Sie als Französin hierher?“

„Ich bin eine Polin; die Güter gehören mir. Monsieur le Vicomte kämpft als Offizier in Frankreich!“

„Etwas merkwürdig für unsere Begriffe. Ich werde einen Unteroffizier bei Ihnen zurücklassen und das Haus durchsuchen, dann komme ich wieder!“

Zusammengesunken saß Maria auf einem Sessel und beobachtete den Unteroffizier, einen breitbrüstigen,

großen Menschen mit blondem Vollbart; der sah sich, den Karabiner unterm Arm, in dem hübschen Zimmer um; anscheinend gab das endlich wieder einmal für eine Nacht ein leidliches Quartier. Die Vicomtesse wagte nicht, den Mann anzureden; sie lauschte auf die Tritte der Deutschen, die sogar den Boden durchstöberten.

Nach einer Viertelstunde kam der deutsche Offizier allein zurück; er gab dem Unteroffizier einen Befehl; der Blonde verschwand. Dann sagte er lachend: „Madame la Vicomtesse, erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: v. Wieg, Leutnant bei den Ulanen. Die übrigen Gutsgebäude liegen ja irgendwo dahinten. Ich schicke zu meinem Herrn Rittmeister, der ist dort, er wird wohl gleich kommen, Sie werden über sein tadelloses Französisch hocherfreut sein!“

„Es wird mir nichts geschehen, Monsieur de Wieg?“

„Aber ich bitte Sie, Madame la Vicomtesse, wir führen nicht Krieg gegen Damen; sie sagten, Sie seien Polin, wir kommen als Befreier! Schwierigkeiten könnten nur entstehen, weil Sie mit einem französischen Offizier verheiratet sind; aber seien Sie unbesorgt, man wird auch da alle erdenkliche Rücksicht walten lassen. Es tut mir ‚terriblement‘ leid, daß ich kein sehr gutes Französisch spreche!“

„Ich verstehe Sie trotzdem, Monsieur, und danke Ihnen!“

Noch eine halbe Stunde strengte sich der junge Offizier an, Madame la Vicomtesse zu beruhigen. Da kam endlich der Rittmeister und mit ihm ein Zivilist, verschmutzt, unrasiert, die Kleider hingen ihm zerrissen am Leibe.

Maria sprang auf, preßte beide Hände gegen die



Schläfe und schrie auf: „Stanislaw Felicyan Brassowsky!“

Er verbeugte sich erst vor dem Rittmeister und sagte französisch: „Sie sehen, Madame la Vicomtesse de Rancourt bestätigt meinen Namen, sie kennt mich.“

Der Rittmeister nannte seinen Namen: „Garke! Wir sind der Meinung, einen russischen Spion vor uns zu haben. Es versuchten schon viele, sich bei günstiger Gelegenheit durch die deutschen Linien zu schleichen. Wie uns Herr v. Brassowsky sagte, war er der russischen Botschaft in Paris zugeteilt.“

„Dort habe ich ihn kennen gelernt!“ erwiderte Maria.

„Madame la Vicomtesse, so leid es mir tut, muß ich Sie beide nach Lomsha bringen lassen zur deutschen Kommandantur. Herr Leutnant v. Wieß wird Sie begleiten, Sie dürfen nicht mit Herrn v. Brassowsky sprechen. Ich hoffe, es wird sich alles zur Zufriedenheit der Herrschaften aufklären lassen.“

Brassowsky mußte sich auf den Bock setzen; Leutnant v. Wieß nahm neben der Vicomtesse im Wagen Platz; sechs Ulanen begleiteten das Gefährt. Der Offizier versuchte Maria zu beruhigen, sie weinte aber fast während der ganzen Fahrt. Immer wieder sah sie hinauf zum Bock, auf dem verschmukt, in zerrissenem Anzug Stanislaw Felicyan Brassowsky saß; auch ihm schlug das Herz bis zum Hals, er wußte, der Gefahr war er entronnen, denn die Deutschen prüften gründlich, nur ein paar unangenehme Tage konnten noch folgen. Aber die würden ein Kinderspiel gegen das sein, was er in den letzten beiden Wochen durchgemacht hatte. Das Herz hämmerte ihm laut in der Brust; er hatte die Geliebte wiedergesehen, und sie war schöner als je.

In Lomsha klärte sich alles wider Erwarten rasch auf. Graf Joseph Pollarsky befand sich gerade auf der deutschen Kommandantur; er war den Deutschen schon seit längerer Zeit als ein eifriger Mitarbeiter an der Befreiung Polens vom russischen Joch bekannt.

Dann durften Maria und Brassowsky — der alte Graf Pollarsky stand bei ihnen — sich ungestört miteinander unterhalten; sie waren beide sehr befangen.

Brassowsky besorgte sich neue Kleidung und mußte sich einstweilen nach Posen begeben. Die Rückkehr nach seinen Gütern würde ihm wahrscheinlich bewilligt werden, wurde ihm gesagt.

Maria aber fuhr, nach herzlicher Verabschiedung von dem Grafen, der ihr versprach, sie nächstens aufzusuchen, mit dem deutschen Manenoffizier nach Hause zurück.

Unterwegs sagte Herr v. Wieß in munterster Laune: „Madame la Vicomtesse, wenn Sie Gelegenheit haben sollten, Ihrem Herrn Gemahl einmal zu schreiben, vergessen Sie ja nicht zu schildern, was für schreckliche Barbaren wir Boches eigentlich sind.“

Gaston Rancourt hatte seit dem letzten Briefe nichts von seiner Frau erfahren; er suchte gelegentlich Herrn v. Stschouroff auf, der ihn sehr kühl empfing; er konnte nichts für ihn tun. Wenn Maria auf ihren Gütern geblieben war, hätte sie es so wohl gewünscht, sagte er, und da die Deutschen jetzt im Besitz Polens bis über Bjelostok hinaus seien, gehöre es augenblicklich zu den Unmöglichkeiten, sich mit seiner Nichte in Verbindung zu setzen. Tantchen hatte sich verleugnen lassen; ihr ältester Sohn war verwundet bei Gumbinnen in deutsche Gefangenschaft geraten, der jüngste stand als Adjutant



im Kaukasus; von ihm hörte sie auch nur selten. Am tiefsten ging ihr die Enttäuschung, die ihr Mann erlitten hatte. Sie waren ja alle anderer Meinung gewesen. Alle waren vordem überzeugt, Deutschland könne der Masse der Feinde nur kurze Zeit widerstehen, es würde sich zwar tapfer wehren, aber nach einigen Monaten mußte es um Frieden bitten. Man nahm, was man brauchte, vor allem viel Geld, und rechnete dann mit England ab. Persien und das reiche Indien würden rasch erobert werden; mit Indien brach die Macht Englands zusammen — dann gebot der Zar oder die hinter ihm standen, und die Welt befolgte ihre Befehle. So hatte man geglaubt, würden sich die Dinge entwickeln. Statt dessen blutete das Riesenreich aus tausend Wunden, und die Engländer gewannen im Lande immer größeren wirtschaftlichen und politischen Einfluß; für einen echt russischen Mann war das ein unerträglicher Gedanke. Da hatte er zu denen gehört, die einen Sonderfrieden mit Deutschland befürworteten. Etschouroff sah den Hauptfeind nicht in Deutschland, denn ein Jahrhundert hatte Rußland, abgesehen von vorübergehenden Trübungen, doch ganz vernünftig mit Deutschland leben können, es war außerdem wirtschaftlich auf seinen westlichen Nachbarn angewiesen, man war gut und reell bedient worden, England aber saugte doch allen Ländern, die mehr oder weniger in seine Abhängigkeit gekommen waren, die Lebenskraft aus dem Leibe. Der Botschafter Iswolsky hatte von Friedensvorschlägen nichts wissen wollen, er konnte nicht mehr zurück, vielleicht zwang der Hunger Deutschland doch noch auf die Knie, bevor seine Feinde zusammenbrachen. Etschouroff war anderer Meinung geworden; vom ersten Mobilmachungstage an hatte

sich die Fähigkeit der Deutschen erwiesen, ihre außerordentliche Organisationsgabe, und über die tüchtigsten Köpfe und die leistungsfähigste Industrie verfügte Deutschland auch. Bekam man es schließlich doch noch unter die Füße, waren Rußland und Frankreich genau so tief geschädigt wie Deutschland; England aber, das seine Menschenmassen geschont und an seinen Verbündeten unheimlich verdient hatte, trug den Erfolg davon in diesem Ringen, wie immer in früheren Jahrhunderten. Für Englands Interessen war Michael Iwanowitsch Stschourow nicht mehr zu haben gewesen; die Mißstimmung zwischen Iswolsky und ihm hatte gereizte Formen angenommen, da war er kaltgestellt worden und trat als ein schwer leidender Mensch zurück; mochte die weitere Entwicklung verlaufen, wie sie wollte.

Aber das Erwachen war doch in Frankreich und Rußland gekommen. England hatte die allgemeine Wehrpflicht einführen müssen; Hintertüren hatte es sich genug offen gehalten, aber es schickte sich doch nun an, in Nordfrankreich große Heere gegen die Deutschen zusammenzuziehen.

Dem Vicomte lag daran, auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu kommen, er steckte sich hinter Monsieur de Mervigny, zu dem er sagte: „Die Kriegstürme werden über Schloß Mancourt hinbrausen, ich möchte in seiner Nähe sein!“

Henri Mervigny wurde das unangenehme Gefühl nicht los, daß Gaston sich in erster Linie von Verdun fortwünschte, weil dort die Lage bedenklich geworden war; er hoffte auch auf einen großen Sieg im Norden, der dem Kriegsglück eine entscheidende Wendung geben sollte.

„Ich werde mein Heil versuchen,“ sagte Mervigny, „aber Bestimmtes versprechen kann ich Ihnen nicht!“



Die Machthaber in Paris hatten Gründe genug, die Volksvertreter bei guter Laune zu erhalten, man war sofort einverstanden; der Vicomte de Rancourt wurde zurückberufen und dem englischen Hauptquartier zugeteilt. Als er sich auf der Durchreise bei Monsieur de Mervigny bedankte, sagte der mit listigem Augenzwinkern in ausgezeichneter Laune: „Mein lieber Gaston, es wird ein Riesenschlag vorbereitet. Gott sei Dank! Endlich! So völlig wie im Anfang scheint man den Engländern nun doch nicht mehr zu trauen; überall an der englischen Front hat man französische Offiziere den Stäben zugeteilt, aus tausendundeinem Grunde angeblich. Sie aber sollen auch dort verwendet werden, um deutsche Gefangene zu vernehmen. Diese Engländer sprechen nun einmal nur ihre Muttersprache, und wenn sie auch noch eine andere sprechen, versteht man sie nicht. Es bietet sich Ihnen abermals Gelegenheit, tief hinter die Kulissen zu sehen; berichten Sie gut, denn siegen wir im Norden — und ich halte es für zweifellos —, dann werden die Engländer die ganze Arbeit allein gemacht haben wollen. Das ist von jeher so ihre Art gewesen!“

Gaston verbeugte sich geschmeichelt mit verbindlichem Lächeln: „Monsieur de Mervigny, mein Dank wird keine Grenzen kennen. Scharf werde ich den Herren Engländern auf die Finger sehen, und wenn es nötig werden sollte, Berichte schicken, wie sich die Dinge in Wahrheit abspielt haben.“

Wochen vergingen, der erste Juli nahte heran, die große Sommeoffensive setzte ein; der Vicomte hatte die Karte in der Hand und maß immer wieder die Entfernung ab, die ihn noch von Rancourt trennte. Von Tag zu Tag wartete er auf den Durchbruch, denn

der konnte die einzige Möglichkeit schaffen, daß sein so schön ausgestattetes Schloß — seit Kriegsausbruch hatte Monsieur Brossart nicht mehr auf weitere Zahlungen gedrängt, weil es doch zwecklos gewesen wäre — von den tollsten Kriegstürmen wenigstens verschont blieb.

Brassowsky wurde so schnell nicht die Erlaubnis erteilt, auf seine Güter bei Kalisch zurückzukehren; man war nicht frei von Argwohn; wer der russischen Botschaft in Paris angehört, blieb mit Recht verdächtig. Seine Freunde hatten Mühe zu erreichen, daß er in seine Heimat abreisen durfte, jeden dritten Tag hatte er sich bei dem Kreischef in Kalisch zu melden. Als aber die Deutschen in Warschau ihre Verwaltung in geregelten Gang gebracht, wurde Stanislaw Felician Brassowsky dorthin berufen; in denselben Räumen, in denen er vor einigen Monaten für den russischen Zivilgouverneur gearbeitet hatte, tat er jetzt Dienst für sein Vaterland Polen; der Deutsche war der Sämann für Polens Zukunft geworden.

Auch Graf Joseph Pollarsky wollte wieder in Warschau; der alte Herr war ein glänzender Redner. Russisch-Polen sollte als selbständiges Königreich seiner Wiedergeburt entgegengehen, und man stieß überall auf Verständnis; die polnische Legion nahm ständig an Kampfkraft zu, und ihre Führer drängten ungeduldig zu Taten.

Brassowsky wurde die rechte Hand des Grafen Pollarsky; durch ihn erfuhr er von Maria. Der Graf Pollarsky sagte ihm: „Sie ist eine begeisterte Polin geworden, nicht zuletzt durch ihren Kaplan und den Großpächter Scherwinsky. Wie das später mit dem Vicomte de Rancourt werden soll, mag Gott wissen!“



„Es ist die Frage, ob er überhaupt noch am Leben ist!“ warf Brassowsky ein.

„Wir werden es bald erfahren,“ erwiderte der Graf. „Mit Genehmigung der deutschen Regierung reisen einige unserer Freunde nach der Schweiz, um unsere zahlreich dort lebenden Landsleute zu veranlassen, nach der Heimat zurückzukehren. Ich habe einen der Herren gebeten, sich nach dem Vicomte zu erkundigen und ihn auf Bitten seiner Frau zu benachrichtigen, daß sie noch wohl und munter sei. Schriftliches darf er aber weder mitnehmen noch mitbringen!“

Stanislaw Felician Brassowsky sah trüb vor sich hin; der alte Graf machte sich den richtigen Reim, er legte seine Hand auf Brassowskys Schulter, sagte mit eigener Betonung: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!“

Keine Antwort fiel, aber auf dem Gesicht Stanislaw Felician Brassowskys zuckten die Muskeln wie in verzhaltenen Krämpfen.

Der polnische Wind hatte, wie es Anuschka, die Anne, vorausgesagt, Maria gesund gemacht; sie war anders geworden. Die schönen, blauen Augen hatten den weichen Ausdruck verloren; gewachsen schien sie zu sein. Ihre ganze Haltung war bestimmter geworden; sie fühlte sich mitberufen, am Wiederaufbau Polens zu arbeiten. Das war des Kaplans und Pan Scherwinskys Werk. Oft dachte sie in banger Sorge an Gaston und manchmal auch an Stanislaw Felician Brassowsky. Sie machte sich nichts vor; war wieder Frieden, würde erst der eigentliche Kampf um die Heimat für sie entbrennen, denn hier war ihre Heimat. Sie auch zur Heimat ihres Mannes zu machen, mußte sie zu erreichen

suchen; sie wußte, das würde eine schwere Aufgabe für sie werden. Wenn aber die deutschen Heeresberichte die Wahrheit meldeten, so tobte ganz in der Nähe von Rancourt seit Wochen eine Riesenschlacht; kaum ein Stein sollte in der dortigen Gegend auf dem anderen geblieben sein. Graf Pollarsky hatte ihr eine Karte mitgebracht; falls Engländer und Franzosen weitere Fortschritte machten, wenn auch sehr langsam, mußte bald der Tag kommen, an dem Rancourt in den deutschen Heeresberichten genannt wurde. Mit beiden Händen stützte sie in jäher Erkenntnis den Kopf, weit öffneten sich ihre Augen. Wüßte sie denn noch, daß sich der Sieg denen zuneigte, die auf der Seite ihres Mannes kämpften? Nein und tausendmal nein! Würde die deutsche Schlachtfront doch noch durchbrochen, dann blieb das Königreich Polen, das jetzt in den Wehen lag, eine Totgeburt, wie einst das Kind, das sie unter dem Herzen getragen.

Die Liebe zum Vaterlande war Herr über die Liebe zum Ehegatten geworden. Maria Derzschwinewska hatte sie einst geheißt, Derzschwinewska wollte sie sich wieder nennen, wenn der Vicomte de Rancourt sich nicht zu dem Entschluß durchringen konnte, aus Liebe zu ihr auszuwandern aus seinem Vaterlande und ein Pole zu werden; verlangen würde sie es nie, aber stark genug fühlte sie sich, ihr Schicksal zu tragen, wenn auch an Scheidung nun und nimmer zu denken war, denn sie blieb eine gläubige Katholikin.

Aus ihren Gedanken wurde sie aufgeschreckt durch Kindergesang. Da kamen sie an, die Kleinen, begleitet vom Kaplan und ihrem alten Lehrer; die hellen Stimmen, in die sich die Bässe der beiden Männer mischten, sangen „das polnische Lied“:



„Fern bei Tataren,  
Knecht der Barbaren,  
Fielst du in Schanden,  
Stolzer Starost.“

Auf den Balkon trat Maria hinaus, winkte den Kindern mit ihrem Taschentuch zu und drückte es dann tiefbewegt an die Augen.

Gaston Rancourt war dem Abschnitt der Kampf-  
front zugeteilt worden, an der französische und eng-  
lische Truppen zusammenstießen; dort waren allerlei  
Schwierigkeiten zu überwinden, die kühlschneidenden  
Engländer schonten wieder einmal ihre Leute und über-  
ließen die Blutopfer den Franzosen, die beträchtlich  
weiter vorgestoßen waren, allerdings unter schrecklichen  
Verlusten. Diese Deutschen waren wunderbar in der  
Verteidigung, der Vicomte mußte es widerwillig an-  
erkennen. Wurden sie irgendwo zurückgedrängt, saßen  
sie doch fünfhundert Meter weiter rückwärts wieder in  
gut ausgebauten Gräben fest und wehrten sich helden-  
haft; zu allem verfügten die Verbündeten über eine  
weit stärkere Artillerie aller Kaliber. Aber es ging  
doch wenigstens endlich vorwärts, wenn auch qualvoll  
langsam. Am dritten Juli hatte man gehofft, Péronne  
und Bapaume in Händen zu haben, Ende August war  
man immer noch fern davon. Auf alle nur denkbare  
Weise wurde versucht, einen Durchbruch der deutschen  
Front zu erzwingen. Sie gab elastisch nach, schnellte  
aber immer wieder vor; immer stärker wurde ihre schwere  
Artillerie. Es war ein Riesenkampf, bei dem die Nerven  
eines jeden an der Front bis zum Reißen gespannt  
wurden.

Näher und näher kam man Rancourt. Es war

begreiflich, daß Gaston den Durchbruch unruhiger herbeisehnte, wie kaum ein anderer. Wenn von seinem schönen, alten Schloß kein Stein auf dem anderen blieb, was besaß er dann noch? Er wurde ganz abhängig von Maria. Monsieur Brossart trieb natürlich, sobald Frieden war, die hohe Restforderung für die schöne Ausstattung rücksichtslos ein, wenn auch nichts mehr davon vorhanden war. Schon reichten die stärkeren Kaliber bequem bis Rancourt; ein Flieger teilte ihm mit, daß schwere Haubitzen bereits deutsche Batterien, die im St.-Pierre-Baast-Walde gestanden, zugedeckt hätten. Also waren Geschosse schon über das Schloß geflogen.

„Ob Rancourt schon Treffer bekommen hat?“

Der Flieger zuckte die Achseln: „Weiß ich nicht, aber wenn ich das nächste Mal gegen den St.-Pierre-Baast-Wald aufkläre, werde ich es feststellen und Ihnen mitteilen.“

Zwei Tage später trat der Fliegeroffizier, als der Vicomte eben ein paar Gefangene verhört hatte, an ihn heran: „In zwei Stunden fahre ich los, wollen Sie mit? Ihr bei den hohen Stäben bekommt schon die Erlaubnis. Sie brauchen nur zu sagen, daß Sie aus Rancourt sind und dort jeden Weg und Steg kennen, es würde für mich auch eine große Erleichterung sein, denn diese verdammten Boches verstehen ihre Batterien unsichtbar zu machen, es ist geradezu unglaublich.“

Dazu verspürte der Vicomte nicht die geringste Lust, sein Herz schlug stark an die Rippen, als er antwortete: „Ich bedaure wirklich sehr, es ist mir ganz unmöglich. Sie sehen ja, ich habe eben ein paar deutsche Gefangene vernommen und sehr wichtiges erfahren. Sofort muß ich die Meldung niederschreiben. Zweifel-



los haben wir in den allernächsten Tagen, vielleicht schon heute nacht, einen Gegenstoß des Feindes, gerade hier zu erwarten!"

Er grüßte freundlich und machte sich davon. Hinter ihm her schallte das spöttische Lachen des Fliegeroffiziers; er hörte deutlich, wie er ihm nachrief: „Ich werde Sie immer wieder fragen, Monsieur le Vicomte, und freue mich schon heute auf Ihr nächstes langes Gesicht; legen Sie sich einstweilen ein paar neue Ausreden zurecht. Ja, ja, da oben ist etwas dickere Luft als hier bei den Stäben!"

Fast wäre Gaston Rancourt stehen geblieben. Seine Hand umklammerte fester den Reitstock, den er stets trug, aber dann gab es einen Skandal, und man zwang ihn womöglich in ein so elendes Flugzeug hinein; mindestens ein halbes Duzend kam täglich nicht wieder. Er tat, als habe er die Spottrede nicht gehört, setzte sich hin und berichtete eine Mordsgeschichte, an der kein wahres Wort war.

Langsam, unter neuen Blutopfern, die Franzosen hatten abermals den Hauptanteil zu tragen, drängten die Verbündeten die Deutschen weiter zurück. Gaston Rancourt stand oft, die Lippen zusammengekniffen, hinter einem Hügel und sah durch sein Fernglas nach Osten. Die höchsten Erhebungen des St.-Pierre-Baast-Waldes traten greifbar nahe vor ihn; kaum zweitausend Meter von diesem Waldrücken, auf halber Höhe, lag seiner Väter Schloß. Er wagte nicht mehr nach ihm zu fragen, aus Furcht, man könne ihm Befehl geben, als Beobachter in ein Flugzeug zu klettern; zu retten war Rancourt doch nicht mehr. Die Engländer hatten ihre Kampffront verlängert; er war jetzt einem englischen Armeekorps als Dolmetscher zugeteilt. Jeden Ge-

fangenen hatte er gefragt, wie es im Schloß Rancourt aussehe, einige hatten sogar die Frage beantwortet. Der eine hatte gesagt, es lebe sich noch ganz gut da, der andere meinte es sei keine Fensterscheibe mehr ganz und der nach Nordosten stehende Turm habe einen Volltreffer abbekommen; alle aber versicherten hoch und heilig, ein Stab liege nicht im Schlosse, so leichtsinnig seien die Deutschen nicht, das stellten die Flieger doch fest, und dann würde es in Grund und Boden geschossen. Diese eifrigen Beteuerungen waren verdächtig, aber der Vicomte tat, als glaube er daran. Die dicken Wände, vor allem die Kellerwölbungen waren eine ausgezeichnete Deckung auch gegen schwere Sprenggranaten; er hütete sich, das seinen Vorgesetzten mitzuteilen. Mit Engländern verkehrte er nur noch dienstlich und nicht mehr als unumgänglich nötig war. Im Laufe der Zeit hatte sich zwischen den Franzosen und ihren Verbündeten ein sehr gespanntes Verhältnis gebildet; das war kein Wunder, denn die englischen Eigenarten lernte man jetzt erst gründlich kennen.

Zwei Tage später — ein unaufhörliches Trommelfeuer hagelte auf die Deutschen herab — rief der englische Korpskommandeur den Vicomte heran; der Stab beobachtete hinter einer Anhöhe den Kampf und befahl ihm, der schweren Batterie, die fünfzehnhundert Meter links an einem gutgedeckten Hang stand, den Befehl zu überbringen, Schloß Rancourt in Trümmer zu schießen. In seinem schwer verständlichen Französisch sagte er zu ihm: „Es ist eine von Ihren Batterien, die mir zugeteilt worden ist; steigen Sie im Fesselballon möglichst hoch auf, mit einem Beobachtungsoffizier der Batterie, Sie kennen ja die Gegend, und machen Sie mir sofort Meldung, wenn die Beschießung mit



vollem Erfolg durchgeführt ist. Soeben wurde gemeldet, daß im Schlosse ein hoher Stab liegen muß.“

Gaston stand totenbleich; am liebsten hätte er den englischen General, der tat, als handle es sich um die gleichgültigste Sache, obgleich er ganz genau Bescheid wußte, den Reitstock durchs Gesicht gezogen. Seine Hand zitterte vor Wut, als er sie zum Gruß erhob, dann ging er. Gleichmütig blickte der kommandierende General durch das Scherenfernrohr und wandte sich mit einer Frage an seinen Stabschef.

Von der Trommel rollte das Kabel ab, höher und höher stieg der Fesselballon; Rauchschwaden zogen sich am Boden hin, Steine, Erde, Balken flogen hoch in die Luft. Überall wurden Granattrichter sichtbar, ein paar Stacheldrähte hingen da und dort herum; einige Tote, Ruinen von ganzen Dörfern waren durch das Glas zu erkennen. Lebte denn noch jemand in dieser Hölle? Das Gedröhn wurde immer stärker, ein paar Flieger kreisten am Himmel, Gaston Rancourt stand da, das Kinn vorgestreckt, das Glas immer noch an den Augen. Es hatte einen festen Haltepunkt gefunden — die höchsten Erhebungen des St.=Pierre=Vaast=Waldes. Je höher der Ballon stieg, um so tiefer konnte man in den Hang hineinschauen, der sich vor dem Walde auftrat. Dann setzte ein paar Sekunden sein Herzschlag aus. Die hinteren Türme des Schlosses wurden sichtbar, das Dach und die vorderen Türme. Das Abendrot der untergehenden Sonne brannte in den Fenstern, die zersprungen sein sollten und es teilweise auch waren. Der Eckturm im Nordwesten war wirklich getroffen, aber es war nicht allzu schlimm; was aber nun kam, würde entsetzlich werden. Es gab einen Ruck, Gaston taumelte; fast wäre das Glas seiner Hand ent-

glitten. Der Beobachtungsoffizier hatte nach unten ein Zeichen gegeben, daß man nun hoch genug war; das Kabel wurde nicht weiter abgewickelt.

„Mon camarade,“ sagte der Beobachtungsoffizier und hielt dem Vicomte die Hand hin, „Sie tun mir leid. Aber es ist echt englisch, daß gerade Sie sich das Schauspiel ansehen müssen, wie Ihr Schloß zerstört wird!“

Gaston Rancourt zog die Unterlippe zwischen die Zähne, vor Empörung zitterte er am ganzen Leibe, aber er nahm sich zusammen: „Was nun kommt, trifft nur einen einzelnen, wenn auch unsagbar schwer; noch mehr aber quält mich die Frage: was wird aus Frankreich? Werden wir diese englischen Halunken jemals wieder aus unserem Nordosten hinausbringen? Denken Sie an die Kämpfe früherer Zeiten um Calais! Mon camarade, ich glaube nicht mehr daran, daß in diesem Feldzug für unser Vaterland mehr zu retten sein wird als die Waffenehre!“

Da krachte der erste Schuß, der Beobachtungsoffizier setzte das Glas an die Augen; Gaston Rancourt klammerte sich mit beiden Händen an die Taue, sah mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde hinüber, dorthin, wo das Schloß seiner Väter stand.

Das schwere Geschloß ging rechts seitwärts vorbei und schlug in den Park ein; Bäume, Erdschollen flogen in die Luft, langsam lichtete sich der Qualm, verzog sich, der Vicomte schrie auf.

„Nicht einmal unsere Toten lassen die Engländer ruhen. Das Erbbegräbniß, die Ruhestätte meiner Vorfahren, meiner Eltern — meines Sohnes!“

Mitten hinein war die Sprenggranate gefahren. Durch den Fernsprecher meldete der Beobachtungs-



offizier die Abweichung nach unten, dann blickte er den Vicomte teilnehmend an: „Sehen Sie nicht hin, setzen Sie sich auf den Boden der Gondel; ich werde es Ihnen sagen, wenn unsere Aufgabe vollendet ist.“

Gaston Rancourt duckte sich; er senkte das Haupt, Tränen entfloßen seinen Augen; bei jedem Schuß zuckte er zusammen. Von den Deutschen kamen jetzt bis hierher Granaten angeheult; man merkte die Absicht, sie wollten den Fesselballon herunterholen; aber der Standort von Zielen in der Luft ist schwer zu beurteilen, und die französische Batterie hatte sich schnell eingeschossen. Nur einmal sah Gaston den Beobachtungsoffizier mit tränenerfüllten Augen an, als dieser durch den Fernsprecher hinuntermeldete: „Schuß lag gut!“

Die Deutschen trafen einmal die Batterie, ein Geschuß wurde gefechtsunfähig; da schossen die anderen mit verdoppelter Geschwindigkeit.

„Rancourt brennt,“ meldete der Beobachtungsoffizier durch den Fernsprecher. Da fuhr der Vicomte hoch, er wollte es sehen, Abschied nehmen von dem Schlosse seiner Väter. Hoffentlich war eine deutsche Granate so mitleidig und fuhr in den Fesselballon und eine zweite mitten in den englischen Stab hinein.

Lichterloh brannte sein festes Haus, breite Breschen in den dicken Mauern, unter Rauch und Qualm wurde es unsichtbar; noch ein paar Schuß feuerte die Batterie hinein, vor und dicht daneben und dahinter, dann meldete der Beobachtungsoffizier hinab: „Auftrag ausgeführt! Ballon einziehen!“

Am straffen Kabel senkte er sich langsam nach unten, nur das brennende Obergeschöß des Schlosses blieb noch sichtbar, dann stand nur noch eine dicke Rauchwolke vor den höchsten Erhebungen des St.-Pierre=Baast-

Waldes. Hände griffen jetzt in die Gondel, drückten sie fest auf den Erdboden; die beiden Offiziere kletterten heraus, der Beobachtungsoffizier reichte dem Vicomte zum Abschied stumm die Hand. Der drückte sie wortlos.

Gaston Rancourt ging zu seinem Oberkommando und meldete mit halberstickter Stimme: „Der Befehl ist ausgeführt.“

Der Oberkommandierende legte nur einen Finger an den Müzenschirm; für ihn war die Sache erledigt.

In dieser Stunde loderte in Gaston wütender Haß gegen England auf; die Sehnsucht nach seiner Frau fraß ihm am Herzen, nach Maria verlangte ihn, mit der er in seinem alten Schloß, das nun im besten Falle ein wüster Trümmerhaufen geworden war, so köstliche Zeiten verlebt hatte. Köstliche Zeiten, die er damals gar nicht voll zu würdigen verstanden, die ihm die schöne, taufrische Polin geschenkt.

(Fortsetzung folgt.)





# Im Reiche des weißen Elefanten

Von David Falk

Mit 19 Bildern

Siam, das ostasiatische Wunderland, führt den weißen Elefanten im Wappen als ein uraltes heiliges Symbol. Eingekeilt zwischen französische und englische Ländergebiete, erhielt sich das Märchenland unserer Jugendträume als einziger größerer Staat dieser fernen Erdteile seine Unabhängigkeit noch bis zu diesem Weltkriege. Unter dem gewaltigen Druck Englands und Frankreichs erklärte es wider seinen Willen Deutschland den Krieg. Der schwedische Kapitanleutnant Schneider, der vor fünf Jahren für die Erneuerung der Kriegsflotte Siams tätig war, verkündete öffentlich, daß weder die siamesische Regierung noch das Volk feindselig gegen Deutschland gesinnt sei, denn es bestünde Anlaß genug zum Hass gegen die beiden Länder, die Siam zur Kriegserklärung nötigten. Frankreich raubte Siam in der neuesten Zeit den dritten Teil des Königreiches. Weder Heer noch Flotte Siams nützen unseren Feinden; England wollte vor allem den Einfluß Deutschlands brechen und unsere Schiffe in die Hand bekommen. Längst war es den Briten ein Dorn im Auge, daß die siamesischen Eisenbahnen zum größten Teil von deutschen Ingenieuren und mit Beteiligung deutschen Kapitals gebaut wurden; Grund genug, um unter dem Vorwand deutscher politischer Umtriebe in Britisch-Indien den König von Siam zur Feindschaft gegen Deutschland gefügig zu machen.

Schon unter Ludwig XIV. suchte Frankreich in Siam ein hinterindisches Kolonialreich zu gründen, ein Versuch, der 1688 mit der Verjagung der Franzosen aus dem Land endete. Aus Siam vertrieben, suchten sie sich unter Ludwig XVI. in Kotschinchina und Anam festzusetzen, aber

erst Napoleon III. begann 1858 mit der gewaltsamen Niederringung, die 1873 Frankreich zu Herren des ganzen Ostens von Hinterindien machte. Zwanzig Jahre später bemächtigte sich die Raubpolitik Frankreichs weiterer Strecken des Königreichs Siam; im Mai 1896 kam ein Vertrag zustande, wonach Frankreich und England gewillt waren, die Unabhängigkeit und Neutralität Siams anzuerkennen. Heute erstreckt sich das alte Königreich nur noch über einen Teil von Indochina und reicht auch noch herab in die malaiische Halbinsel. Westlich daran grenzt Britisch-Birma, nördlich bilden die kleinen unabhängigen Shanstaaten einen Puffer zwischen China und Siam, östlich grenzt Anam an und südlich Kambodscha und Französisch-Kotschinchina, Länder, die unter französische Botmäßigkeit gerieten. Frankreichs Absichten, auch Siam sein „Protektorat“ aufzuzwingen, ruhten bis zur Stunde niemals.

Als nach dem Vertrage von 1896 Ischulalongkorn, König von Siam, die europäischen Höfe als erster souveräner Herrscher eines ostasiatischen Reiches bereiste, gehörte Siam zu den am wenigsten bekannten Ländern Asiens. Wir besaßen damals an wichtigeren Schilderungen nur die aus den sechziger Jahren stammenden Werke Bastians; seit jener Zeit hatten sich aber bedeutungsvolle innerpolitische Wandlungen vollzogen. England und Frankreich, auf die Unkenntnis der siamesischen Verhältnisse rechnend, schilderten in der Presse das ostasiatische Reich als verlottert und zerfallen und setzten seine Regierung und den König in das für ihre Interessen nötig scheinende trübende Licht. Solches Vorgehen ist eine altgewohnte englische Gepflogenheit; man hat es uns durch lange Jahrzehnte so geschickt beizubringen verstanden, daß der Ireländer nichtsnußig sei, bis wir alles





Predigender Buddhamönch.

glaubten; man log das Blaue vom Himmel herunter, um persische Verhältnisse als höchst erbärmlich erscheinen zu lassen; man schwängte uns vor, daß die Armenier arme, beklagenswerte, verfolgte Menschen seien, nur um uns gegen die Türkei einzunehmen. So machte man es 1896 auch mit Siam. Ernst von Hesse-Wartegg, der in den Jahren zuvor auf einer Weltreise Siam kennengelernt hatte, trat diesen ungerechtfertigten Angriffen in einer Reihe von Aufsätzen in den angesehensten deutschen Blättern entgegen. Diese aufklärenden Arbeiten machten ihren Weg durch Hunderte anderer Zeitungen und wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, so daß die anfänglich Siam und seinem König keineswegs günstige Stimmung sich bald gegenteilig wandelte. Wir haben es nun auch am eigenen Fleische gespürt, wie empfindlich englische und französische Lügen zu wirken vermögen, und wissen nun, daß es zum Charakter und zu den politischen Grundsätzen unserer Gegner gehört, die Welt mit Lügen zu überrumpeln und zu verdummen. Das Deutsche Reich besitzt große und berechtigte Handelsinteressen in Siam; es kann uns darum nicht völlig gleichgültig sein, welches Schicksal diesem letzten größeren Staatsgebilde Hinterindiens nach dem Kriege zu bereiten versucht werden wird. Schon im Jahre 1899 schrieb Hesse-Wartegg: „Sind auch die Zustände in Siam keineswegs muster-gültig, so lehrten mich doch meine Beobachtungen, daß die Regierung und vor allem der hochgebildete, hochherzige und weitblickende König das ernste Bestreben zeigen, Siam der abendländischen Kultur zu erschließen, und daß es gefehlt wäre, das heutige Siam in einen Topf zu werfen mit den anderen unabhängigen Reichen Asiens.“ Schon vor achtzehn Jahren konnte gesagt werden, daß das Deutsche Reich dort verhältnismäßig





Riesenstatuen vor einem Tempel.

wichtige Handelsinteressen besitze, wichtigere als jene Frankreichs, die als verschwindend dagegen zu bezeichnen sind. Und trotz des Weltkrieges werden sich die Worte als wahr erweisen: „Die hinterindische Politik wird nicht in Bangkok und Saigon, sondern in Europa gemacht, und wenn etwas Frankreich auf seinem gierigen Beutezug gegen Schwache aufzuhalten imstande wäre, so sind es nicht die Protestnoten Englands, sondern die Vorstellungen der kontinentalen Großmächte.“

Wir haben uns gewöhnt, die gewaltsam erzwungenen Versuche der Japaner, sich den europäischen Kulturformen überhastet anzupassen, als etwas ganz Außerordentliches zu bestaunen. Es ist aber mehr als fraglich, ob durch die Europäisierungsmanie der Japaner, die mit wahrer Wut alles Althergebrachte, Eigenartige ihrer früheren alten Kultur zerstörten, auch wahrhaft Ersprießliches und Dauerndes geschaffen wurde. Mit Recht behaupten Kenner dieses gleichsam über Nacht umgestalteten Reiches, daß durch die Zivilisierung eines Volkes mittels „Lackschuhen, Niedern, Schleppekleidern und Zylinderhüten“ dem Lande nicht nur allein malerische Reize geraubt wurden, sondern daß man es auch in den Tiefen gefährlich erschütterte. Als der König im Reiche des weißen Elefanten, Schulalongkorn, 1868 im Alter von fünfzehn Jahren gekrönt wurde, besaß Siam etwa die gleiche Kultur, wie sie in anderen hinterindischen Gebieten seit einem Jahrtausend herrschte. Unter seinem Vater, König Mongkut, war Siam dem offenen Handel und Verkehr erschlossen worden; er ließ seine Kinder durch europäische Lehrer unterrichten. Schulalongkorn aber entschloß sich später nicht zu gewaltsamen Umwälzungen; er entschied sich nicht zu gänzlichem Bruch mit der Vergangenheit, wenn er auch europäische Ein-



richtungen, Verkehrsmittel, Schulen, Hospitäler und vieles andere geschaffen hat, so rührte er als weitsichtiger Mann doch nicht an den alten Bräuchen und Sitten des Landes und bildete darin eine Ausnahme unter den



Wat Ischeng, Buddhaspitzpyramide.

vorder- und hinterindischen, malaiischen, chinesischen und japanischen Fürsten. So blieb trotz aller Neuerungen Siam fast bis zur Stunde das alte Land der märchenhaften Wunderfülle für alle fremden Besucher.

Eine reiche Kultur unter brahmanischem Einfluß Indiens muß schon im sechsten bis achten Jahrhundert vor



Sim Hafen von Bangkok.

Christus dort geblüht haben. Überreste mächtiger Tempel und Paläste und riesige Stufentürme blieben als Zeugen





Auf dem Menamstrom.

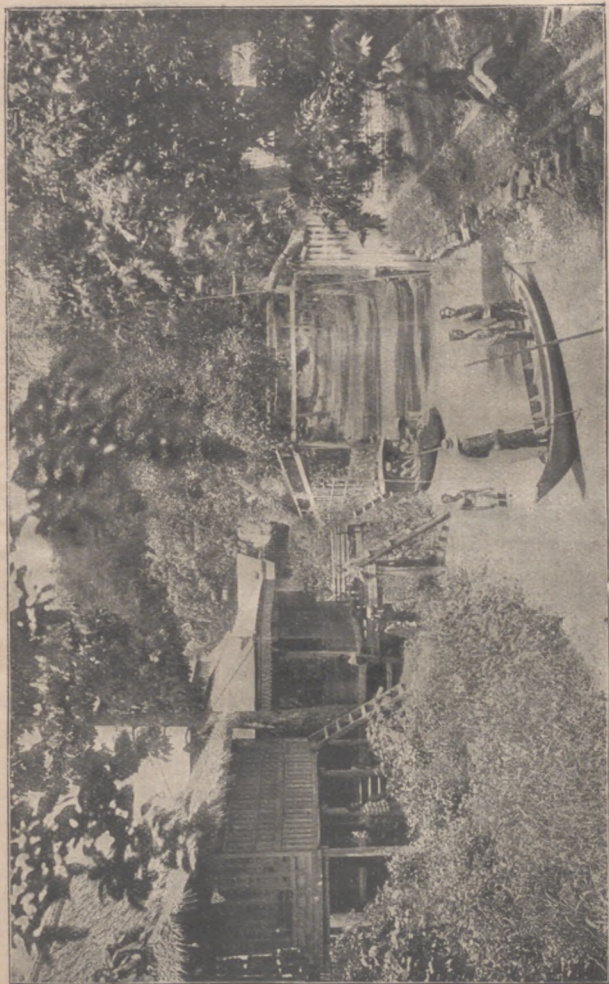
hochentwickelter Baukunst und verschwenderischer Pracht vergangener Zeiten erhalten.

Die Siamesen bekennen sich zur Lehre Buddhas,

einem Religionsbekenntnis, das indes nur in seinen veräußerlichtesten Formen Eingang fand. Es erhielten sich daneben uralte Gebräuche des Brahmanismus wirksam, und die ganze Bevölkerung ist erfüllt von einem tiefgreifenden Glauben an die geheimnisvollen Einflüsse zahlloser Geister und Dämonen, die man in allen vier Elementen lebendig denkt. Man hofft ihrer unheilbringenden Tätigkeit durch abwehrenden Zauber und Opfergaben zu begegnen; durch das ganze Jahr ziehen sich im bunten Reigen die verschiedensten Festlichkeiten, deren Zeremoniell in tausend kleinen und großen Zügen schon vor Jahrtausenden erdacht wurde, um sich vor der Gewalt der Geister der Luft, des Wassers und der Erde zu schützen. Nach dem Glauben der Siamesen gibt es nirgends einen Winkel, der nicht von mehr oder weniger gefahrdrohenden Geistern, Gespenstern und Spukwesen bewohnt wäre. Wischnu, Siwa und Sarena, die uralten Götter der brahmanischen Lehre, die erst vor der Religion Buddhas zurücktrat, werden zwar nicht mehr als Götter verehrt, aber als Heroen gefeiert, und ihre gewaltigen Stein- und Bronzebilder zieren neben den Bildsäulen des Buddha die Gotteshäuser; so im Tempel Wät=Bot=Phram zu Bangkok. Und Wischnus Sinnbild, der weiße Elefant, ist noch heute das Wappenbild im königlichen Banner von Siam.

Die größten und kostbarsten Gebäude von Siams Hauptstadt, Bangkok, sind Buddhatempel, die nach vielen Hunderten zählen. Kaum in einer anderen indischen Stadt findet sich eine größere Masse von unschätzbaren Edelsteinen und verschiedenartigster Kleinodien wie im Königstempel Wät=Bot=Phram, einem mächtigen Gebäude, dessen Holzdach von vierundzwanzig Säulen getragen wird, unter dessen Dämmer ein ungeheurer





Ein Seitenkanal in Bangladesch.

Buddha schlummert, eine der größten Statuen der Welt. Auf einer gemauerten, etwa zwei Meter hohen Plattform liegt die Gestalt des Gottes, das mit einer Riesenkrone bedeckte Haupt auf einen Arm gestützt, in tiefe Betrachtung versunken. Der Koloss ist fünfzig Meter lang und dreizehn Meter hoch. Die Fußsohlen allein haben eine Länge von fünf Meter. Reich vergoldet, glitzert und strahlt die Gestalt des Gottes vom Scheitel bis zur Sohle im Licht der durch die Fenster flutenden Sonne. Und noch Tausende überlebensgroßer Buddhabilddnisse bergen die übrigen Tempel Bangkoks in ihren mauerumzogenen Gründen. Gewaltig, wie in einzelnen Fällen die Bauwerke selbst, sind auch die Ausdehnungen der Heiligtumsanlagen; in manchen Fällen bedecken sie zwanzig bis dreißig Morgen, und nur selten umfassen sie weniger als einen Morgen Landes. In jedem dieser mit Baumanlagen versehenen Bezirke befinden sich viele einzelne Gebäude, Türme, Pagoden, Klöster und Riesenstatuen um den in der Mitte aufragenden Tempel. Gleichsam als Wahrzeichen Bangkoks erhebt sich als höchstes Bauwerk von hundert Meter Höhe an den Ufern des breiten Menamstromes die in eine turmartige Spitze auslaufende Riesenpyramide des Wat Ticheng. Es ist keine Pyramide mit glatten Wänden oder Treppentufen, sondern ein entzückender Bau, unterbrochen von zahlreichen Terrassen und von unten bis oben bedeckt mit prächtigen Ornamenten, Arabesken, Tiergestalten und Menschenfiguren, Erkern, Vorsprüngen, Karniesen und schier unzähligen Einzelheiten in allen möglichen Formen und Farben. Ob am Mittag oder beim Sonnenuntergang, immer leuchtet, blitzt und gleißt der ganze Bau, als wäre er mit den kostbarsten Edelsteinen von oben bis unten übersät; in allen Farben spiegeln sich die





Barfett auf dem Menam.

Lichtstrahlen funkelnd und blügend darin wider. Das aus Ziegeln aufgeführte Bauwerk wurde mit Mörtel beworfen, und die vermeintlichen Edelsteine sind Milliarden kleiner Porzellanscherven, Muschelstücke und Glasmosaikwürfel, die in den noch weichen Mörtelüberzug eingebettet wurden. Rings um dies herrliche Bauwerk stehen vier kleine Pyramiden, die eine Wiederholung der großen Anlage in halber Höhe sind. Eine steile Treppe führt an der Außenseite der Hauptpyramide zwischen Porzellanelefanten, Drachen, Löwen und menschlichen Gestalten zu einer Terrasse empor, und ein überwältigend großartiger Rundblick öffnet sich dort dem trunkenen Auge auf Bangkok mit seinen zahllosen Pagoden, goldschimmernden Tempeldächern und Türmen und die breit dahinströmenden Fluten des Menam, des heiligen Stromes, der „Mutter der Ströme“.

Seit der gewaltsamen Verringerung um über ein Drittel seines Bestandes ist Siam bis auf den Teil der malaiischen Halbinsel, Nieder-Siam, in der Hauptsache auf das Menamthal angewiesen. Wie in den Euphrat- und Tigrisländern die großen Flüsse und in Agypten der Nil als Bringer und Geber alles Guten göttliche Verehrung genossen, so war und ist für Siam der Menam die „Mutter“ nicht nur der Gewässer. Zweimal im Jahre, im Juni und November, übersteigt das befruchtende Maß seine Ufer, und von der Ausdehnung der Überschwemmung hängt das Gedeihen der Ernten ab. Man feiert Feste in diesen Tagen, an denen das ganze Volk sich in Bewegung setzt; im Oktober wird die Versöhnung des Flußgeistes mit großartiger Feierlichkeit begangen. Das „Schwimmen der Körbe“ wird diese Zeremonie genannt; Opfergaben: Früchte, Süßigkeiten, Tabak und Betelnüsse werden am Hauptfesttage den Flußgeistern als Dank für



die Bewässerung der Felder in schwimmenden Schiffchen, Flößen und Körben ausgesetzt, die in zahllosen Mengen auf dem Strom hinabtreiben. In der Hauptstadt findet das Fest in der Nacht statt. Kunstvolles Feuerwerk wird abgebrannt und erfüllt den Himmelsraum mit funkel-



Siamesisches Hausboot auf dem Menam.

den Feuergarben und Sternen: die einzelnen schwimmenden Körbe sind mit Lampions geschmückt, in denen Licht brennt, so daß die Fläche des Menam weithin einem funkelnden Flammenmeer gleicht. Der das Land von Nord nach Süd durchziehende Strom, seine zahlreichen Nebenflüsse, Seitenarme und unzähligen Kanäle

bilden die Hauptverkehrswege Siams. Die Meeresflut dringt in ihm bis weit über die etwa hundert Kilometer von Bangkok gelegene alte Hauptstadt des Landes, Muthia, hinauf. Zuzeiten verändert sich in Bangkok unter dem Einfluß von Ebbe und Flut die Höhe des Wasser-



Volksboote auf dem Menam.

standes um zwei bis drei Meter. Auf dem in der neuen Hauptstadt zweieinhalb englische Meilen breiten Menam schwimmen die Erzeugnisse des Nordens herab zur See, kommen die Massen von Reis und Pfeffer, von Fischen und Vieh, die mächtigen Flöße von Teakholz aus den Urwäldern von Laos. Mehr als ein Drittel, ja vielleicht die Hälfte der weit über eine halbe Million zählenden Einwohner Bangkoks lebt in schwimmenden



Häusern und Booten auf dem Strom, den sie auch aufwärts Kilometerweit bedecken; die

schwimmenden Wohnbauten liegen mit Ketten verankert an den in langen Reihen am Ufer eingerammten Pfählen. Dazwischen schaukeln chinesische Barküchen, viele Hunderte kleiner Rähne mit Früchten und Gemüse beladen, und so weit das Auge reicht, Floß an Floß, eine weit hingestreckte schwimmende Märchenstadt; das ganze Leben ist dem Fluß zugewendet. Nach

Hesse-Warteggs Schilderung fahren zwischen diesen Häusern und den

schwimmenden Kaufläden die Käufer in winzigen Booten, die sie selbst rudern, so sicher und rasch hin und her, als bewegten sie sich auf fester Straße. Jede Sekunde schossen



Mädchen aus Siam.

ihnen andere der zahllosen kleinen Fahrzeuge in den Weg, dazu fuhren zwischen ihnen Duzende von kleinen Dampfbooten pfeilschnell auf und ab. Zeitweilig keuchten auch gewaltige Seedampfer aus China, Singapore, Indien, den Sundainseln oder Philippinen durch den Strom, in dessen Mitte Kriegsschiffe verschiedener Nationen verankert lagen; chinesische Dschunken mit großen glänzenden Augen am Bug und Segeln wie Flügel gewaltiger Fledermäuse fuhren auf und nieder, dazwischen Malaienboote und andere Fahrzeuge. Ein Strombild, wie es malerischer und lebhafter wohl nur an wenigen Orten des fernen Orients zu erblicken ist.“ Eine andere Stadt am oberen Menam, die seit über hundert Jahren besteht, Muthi, darf sich die zweitgrößte Siams nennen; über dreißigtausend Einwohner leben in ihr auf verankerten Hausbooten, und kein Mensch hat sie noch je zu Fuß betreten oder verlassen; während des Sommers liegt sie in einem vom Fluß gebildeten See, der im Herbst abläuft; die Stadt bleibt aber doch auf dem Strom. Gefiele es ihren Bewohnern, so könnten sie sich über Nacht mit ihren zwei- bis dreitausend Häusern auf die Wasserwanderschaft begeben.

Bangkok mit seiner beweglichen, heiteren, genügsamen Bevölkerung ist die Stadt der fast ununterbrochenen Festlichkeiten. Nach einem alten Glauben aus brahmanischer Zeit kommt Indra, der Himmels-gott, um Mitternacht auf die Erde, um drei oder vier Tage unter den Menschen zu weilen und das neue Jahr einzuweihen; diese Festtage fallen in die Zeit unseres Aprils und gehören zu den größten des Jahres, an denen die Tore der Buddhatempel weit geöffnet sind. Einige Tage vorher wird die Ankunft Gottes auf der Erde feierlich verkündet, und das ganze Volk schießt sich an,

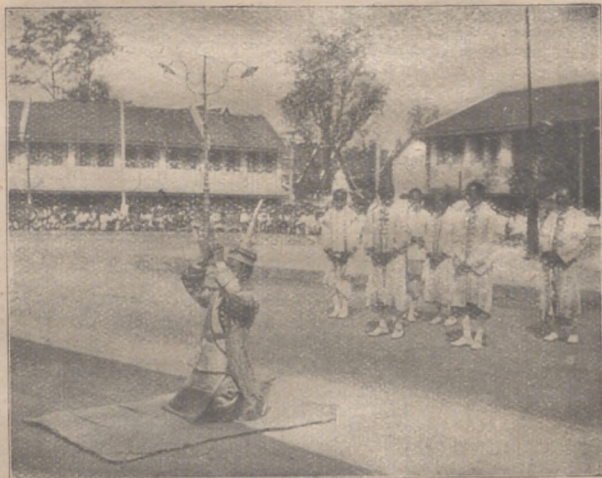




**Aufzug zum Fest des ersten Pfingstens.**

In Vertretung des Königs wird der Ackerbauminister zum Festplatz getragen.

die Erde mit Trankopfern zu begießen. Mit frischem Wasser gefüllte, mit Blumen und wohlriechenden Kräutern geschmückte Gefäße werden vor den Häusern aufgestellt. Sterndeuter, welche in Siam noch heute die Rolle spielen wie einst im alten Orient, geben den genau berechneten Zeitpunkt, wenn Indra den Himmel verläßt, durch Zeichen bekannt. Im gleichen Augen-



Phot. Gebr. Paetel, Berlin.

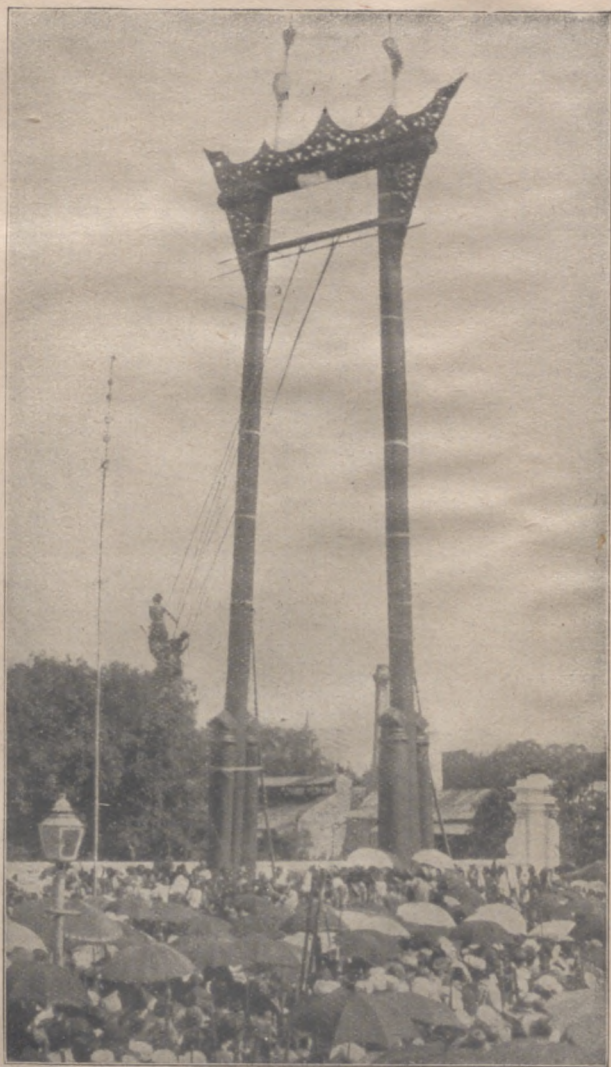
Der Reisminister im Gebet vor dem König von Siam.

blick leeren die in ihre schönsten Kleider gehüllten Frauen und Mädchen die Wassertöpfe über die Statue ihres Hausgottes aus, während die Männer Gewehre, Pistolen und Böller abfeuern. Am Tage darauf wiederholen sich die gleichen Szenen in den Tempeln: Buddha-Statuen, die Priester und alle älteren Angehörigen der Familie werden mit Wasser begossen, um den Segen der Götter auf alle und alles herabzuziehen.





Aufzug beim Schautelfest.



Schaukelfest in Siam.





Wagen mit dem weißen Elefanten vor einem Leichenzug  
in Siam.

Mit anderen Bräuchen wird das Khe-Na-Fest oder  
das erste Pflügen begangen; mit feierlichen Zeremonien  
sucht man die Götter des Ackerbaues günstig zu stimmen

und zu erfahren, wie die Ernte ausfallen wird. Ehemals führte der König selbst diese heiligen Handlungen aus; jetzt vertritt ihn ein hoher Beamter, meistens der Ackerbauminister. An einem von den Sterndeutern bestimmten Tage tritt der „Reisminister“ mit königlicher Macht auf, während sich der wirkliche König von Siam in seinem Palast einschließt. In festlichem Aufzug, begleitet von ungeheuren Volksmassen, begibt er sich auf einen offenen Platz außerhalb der Stadt, um dort an Stelle des Königs den Boden aufzupflügen und die erste Reissaat zu säen. Er lenkt einen vergoldeten Pflug, vor den die Brahminen ein Paar Ochsen gespannt haben; dreimal zieht er mit dem Ackergerät Furchen in dem geweihten Feld. Ihm folgen vier ältere Frauen aus dem königlichen Harem, welche in die Furchen verschiedene Saat austreuen. Dann werden die mit Blumen geschmückten Ochsen ausgespannt und frei gelassen. Jene Frucht, von deren Saat sie am meisten fressen, wird die spärlichste Ernte geben. Fressen sie nichts oder wenig, so wird nach dem Volksglauben der Ertrag der Ernte reich werden.

Auch bei einem Erntedankfest, mit dem zugleich die Fürbitte für einen reichen Ertrag der künftigen Frucht verbunden ist, wird der Ackerbauminister in feierlichem Aufzuge, begleitet von Würdenträgern, Priestern und Soldaten auf einen großen Platz in der Stadt getragen. Dort wird eine über zwanzig Meter hohe Schaukel errichtet, vor der sich eine blumengeschmückte Plattform erhebt; auf dieser Erhöhung nimmt der Abgesandte des Königs mit vier hohen Brahminen Platz. Dann betreten zwei Brahminen das Schaukelbrett, das sich etwa fünf Meter hoch über der Erde befindet und durch herabhängende Seile in Schwung gebracht wird. Sobald





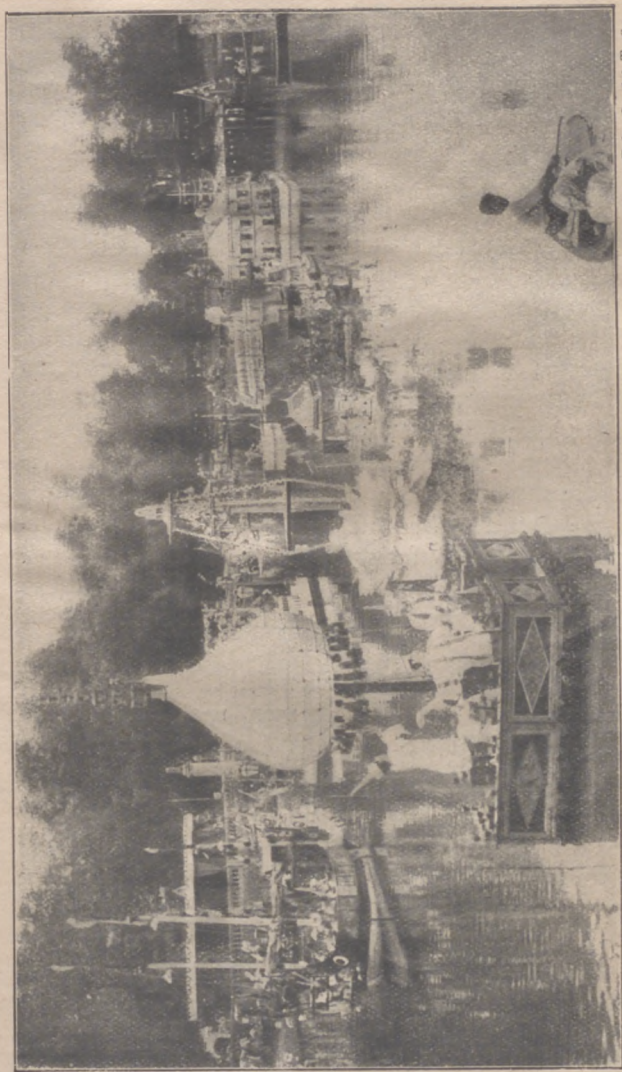
Phot. Gebr. Paetsch, Berlin.

### Trauerzug für den toten König.

In der großen goldenen Urne befindet sich in flüssiger Stellung der Leichnam des Königs.







Phot. Gebr. Siedel, Berlin.

Zur Feier der Leichensverbrennung im königlichen Park errichtete Bauten.

aus. Die Siamesen glauben, daß dadurch der Ausgang einer Wette zwischen Indra und den Regengöttern entschieden wird; wenn der Beutel mit den Münzen ergriffen wurde, haben die Regengötter, die das Land befruchten, gewonnen. Ist das Schaukeln zu Ende, dann schöpfen die Brahminen mit Büffelhörnern Wasser und spritzen es rings um sich in die Menge, um den Segen des Himmels auf das Land herabzulassen. Im letzten Monat des Jahres wird ein Fest des Blitzes gefeiert; mitten in der Nacht durchziehen Prozessionen die Straßen; Personen beiderlei Geschlechts bringen den Priestern in den Tempeln Früchte und Kuchen. All diese Hauptfeste zeugen dafür, daß die Bevölkerung alles Heil für sich von den großen Naturgewalten erhofft, von denen man in der Gestalt von Göttern Segen vom Himmel erfleht. Trotz der uralten Bebauungsweise und der Tatsache, daß Reis die Hauptnahrung der Siamesen ist, werden jährlich an hunderttausend Tonnen aus dem Reiche des weißen Elefanten ins Ausland geführt.

Auch der Tod gibt den Siamesen Anlaß zu festlicher Freudenfeier. Wohl beklagt man, wie überall in der Welt, den Verlust eines teuren Angehörigen, aber die Verbrennung der Leiche wird festlich begangen, denn der Verstorbene, den die Flamme verzehrt, wird nach buddhistischem Glauben dem Nirwana um eine Stufe näher gebracht. Die großartigsten Vorbereitungen werden bei Todesfällen in der königlichen Familie getroffen; oft währen sie Monate und nicht selten über ein halbes Jahr. Auf der weiten Fläche vor den Umfassungsmauern des königlichen Palastes „erhebt sich, aufgeführt durch Hunderte von Arbeitern, eine ganze Reihe feenhafter Bauten von seltsamer Bildung, mit zahllosen





Einäscherungszeremonie für einen vornehmen Siamesen.

Türmchen und Spitzen, bedeckt mit den reichsten Vergoldungen. Das größte Gebäude ist die Premane, ein weitläufiger Tempel mit künstlichen Felsengrotten, Galerien, Sälen, Gebeträumen und einer stattlich eingerichteten Wohnung für den König. Auf der höchsten Spitze dieses Bauwerkes erhebt sich eine kostbare Pagode, die den Scheiterhaufen enthält. Aus allen Provinzen des Reiches werden wohlriechende Hölzer, vor allem Paradiesholz, dafür zusammengetragen. Rings um die Premane entsteht eine ganze Reihe anderer Bauten, Galerien, Kioske, Chalets, Tempel, zahlreiche Pagoden, alle mit Vergoldungen, bunten Tüchern, Lampen, Girlanden und Gewinden aus künstlichen Blumen auf das reichste geschmückt; selbst der Raum zwischen diesen Gebilden wird in einen Blumengarten verwandelt, mit künstlichen Bächen, Fontänen und Wasserfällen . . . Ringsum entstehen zahllose Buden, Zelte und Hallen mit Theatern, Schattenspielen, Musik, Tanz und Gesang, Leestuben und Spielhäuser.“ Diese Vorbereitungen werden für wochenlange Festlichkeiten getroffen. Der Glanz und die Seltsamkeit des Aufzuges, der die goldenen Särge — oft fallen mehrere Einäscherungen zusammen — zur Verbrennungsstätte begleitet, ist nicht mit Worten beschreiblich. „Nicht nur die Särge mit den Leichen, auch die goldenen Aschenurnen der verstorbenen Könige der Dynastie werden auf haushohen, über und über vergoldeten Wagen in Pagodenform zur Premane übergeführt. Militär, Hofchargen, Prinzen und Würdenträger begleiten sie, scharlachrot gekleidete Diener ziehen die Wagen; andere Prunkwagen sind mit Nachkommen des Königshauses, alle schneeweiß gekleidet, gefüllt. Jeden Wagen umgeben Gestalten in phantastischen Trachten mit Fahnen und Standarten,



symbolischen Waffen und Trophäen, Thronhimmeln und vor allem Männer, welche fünf bis acht Meter hohe Zeremonienschirme aus Gold und Seide tragen, mit neun sich nach oben verzüngenden Schirmen in Trommelform übereinander, dem Zeichen königlicher Würde. Dann folgen Träger von bunten Fraßen und symbolischen Tieren, Elefanten, Drachen und Schlangen.“

Wenn das Feuer emporlodert und dichte Rauchwolken zum Himmel steigen, verharret alles schweigend, bis die Asche der verbrannten Leichen von den Priestern in eine Urne getan wird. Das ist das Zeichen für die größten Freuden ausbrüche: die Seelen der Verstorbenen haben das ersehnte Ziel erreicht. Mit Einbruch der Dunkelheit leuchten zahlreiche Lichter auf, und der König entzündet mit eigener Hand ein großartiges Feuerwerk. Bald entfaltet sich dann ein unaussprechlicher Anblick: Drachen und Schlangen, fliegende Feuertiere, gleißende Sonnen und hochaufliegende Fontänen, Funkenregen und Sterne mit Fallschirmen erscheinen gleichzeitig, als solle ihr Licht den in der Finsternis umherirrenden Seelen der Verstorbenen den Weg zum Nirwana weisen.

Auch Siam wird nicht ewig das Land der Wunder und überschwenglicher Prachtentfaltung bleiben. Wenn sich dort auch noch am meisten von jener Märchenschönheit erhielt, von der sich kein Mensch unserer Breiten auch nur in Träumen und noch weniger im Wachen eine Vorstellung zu machen vermöchte, so werden doch auch im Reiche des weißen Elefanten in diesem Jahrhundert große Umwandlungen erfolgen, die vielen uralt heiligen und weltlichen Festen und Bräuchen ein wenn auch langsames Verwelken bereiten.



# Die Stunde des Erkennens

Von Paul Rosenhayn

Als Doktor Carraveau das graue Gebäude verließ, gingen schon die ersten Schatten über die Dächer. Der Kutscher grüßte höflich; aber nur mit zerstreutem Nicken dankte der Verteidiger und stieg in den Wagen.

Morgen war das Urtheil zu erwarten.

Doktor Carraveau schloß die Augen und lehnte sich mit einem nervösen Seufzer in das Polster zurück. Die Sache stand schlecht. Eine junge Frau hatte ihren Mann getödet, aus einem Grund, den menschlicher Verstand kaum ergründen konnte; beide jung, reich, kinderlos und in den glücklichsten Verhältnissen. Die ersten Juweliere der Stadt sprachen beinahe mit Andacht von diesem Manne, als sie Zeugnis ablegten von den Geschenken, mit denen er seine Frau überschüttet hatte. Kein Grund — weiß Gott. Und dennoch: unzweifelhafter, eindeutiger Mord.

Gegen acht Uhr abends hatte der Diener eine erregte Unterhaltung zwischen den Eheleuten gehört. Eine Tür war krachend zugeschlagen worden: der Herr hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen. Gleich darauf war der Diener aus dem Haus gegangen. Als er an der Villa vorüberging, flammte das Licht auf; er sah noch, wie sein Herr am Schreibtisch in Papieren kramte.

Fünf Minuten nach Mitternacht war der Diener zurückgekehrt; das Haus in der schweigenden Villenstraße war völlig dunkel. Eben schloß er die Gittertür auf, als ein Schrei aufgestellte. Diese Stimme kannte er.

Der Herr lag regungslos auf dem hellen Perserteppich; aus der Brust floß dunkles Blut. Neben dem starren Körper blitzte eine dolchartige Waffe im Scheine des Glühlichts: der Brieföffner vom Schreibtisch. Zu



Häupten des Toten aber kauerte mit irren Augen die junge Frau. . . .

Der Wagen fuhr langsam; ein paar Menschen blickten durch das offene Fenster. Jemand grüßte. Der Verteidiger sah es deutlich: in diesem Grusse lag ein gewisses Bedauern, fast Mitleid. Mitleid mit dem Erfolglosen. Er lächelte bitter. Ja, ja — die Dinge standen schlecht. Alle Spuren, denen die Untersuchung nachging — zögernd zuerst — widerstrebend — ungläubig — alle Spuren liefen irgendwo zusammen in einem einzigen Punkt, in dem sie sich verknoteten wie zu einem Netz. Hinter diesen Fäden, die sich mehr und mehr verdichteten, tauchte, schemenhaft zuerst, wie die schweigende Nacht selbst, die diese dunkle Tat in ihre schweren Schatten hüllte, dann aufdämmernd wie durch graue Nebel, der blonde Kopf einer jungen Frau empor.

Der Wagen hielt vor dem nüchternen Bürohaus. Schwerfällig erhob sich der Rechtsanwalt und ging mit gesenktem Kopf über das Trottoir.

Die junge Frau leugnete. Sie war die einzige, die man der Tat bezichtigen konnte. Niemand hatte das Haus betreten, niemand es verlassen — so lautete die Aussage der Mädchen. Dann sagte die junge Frau, das sei ein Irrtum. Kurz nach neun Uhr sei jemand gekommen — ein Fremder, den ihr Mann offenbar erwartet hatte, denn er selbst hatte ihn hereingelassen. Sie konnte nicht sagen, wie der Besucher ausgesehen haben mochte; sie hatte einen belanglosen Zank mit ihrem Manne gehabt und sich schmollend in ihr Zimmer zurückgezogen. Die Unterhaltung zwischen den beiden Männern war ziemlich lebhaft gewesen — fast, als ob der Fremde eine Forderung gestellt habe, die ihr Gatte ablehnte. Eine halbe Stunde später habe der Besucher das Haus in polternder Erregung wieder verlassen.

Der Besuch konnte zeitlich für den Mord nicht in Frage kommen. Und doch — hier schimmerte eine Hoffnung auf. Der Verteidiger hatte auf der Stelle eingegriffen: Wie nun, wenn jener Abgewiesene im Dunkel der Nacht zurückgekehrt wäre? Die Gitter waren niedrig, das Arbeitszimmer lag im Erdgeschoß. Wie nun, wenn er mitten in der Nacht wieder aufgetaucht wäre — um seine Forderung drohend zu wiederholen? Um sich zu rächen? Alle Nachforschungen nach dem Unbekannten waren vergeblich gewesen. Und Schritt für Schritt mußte der Verteidiger vor den unerbittlichen Tatsachen der Anklage zurückweichen.

Doktor Carraveau betrat das Sprechzimmer unmittelbar durch den Flureingang und knipste die Lampe ein.

„Etwas von Bedeutung?“

Der Bürovorstand nickte: „Ein Herr wartet. Seit zwei Stunden.“

„Wichtig?“ fragte der Rechtsanwalt zerstreut.

Jener zuckte die Achseln: „In der Mordsache.“

Der Doktor blickte auf. „Ich lasse bitten.“

Der Eintretende, über den der warme Schimmer des Deckenlichtes spielerisch glitt, war ein vornehm aussehender Mann, der am Ende der Dreißiger stehen mochte.

Doktor Carraveau blickte auf die Karte: Franz Severin stand darauf, nichts weiter. Dann sah er den Besucher erwartungsvoll an und wies mit einer leichten Verbeugung auf den Sessel.

Der Fremde dankte mit höflichem Lächeln für die Aufforderung und blieb stehen: „Ich war gestern und heute im Schwurgerichtssaal,“ begann er mit ruhiger, fast leiser Stimme.

Der Verteidiger nickte und sah ihn fragend an.

„Ich habe Sie reden gehört, Herr Doktor Carraveau,“



fuhr jener fort, „und ich muß Ihnen gestehen: ich erhielt einen seltsamen Eindruck.“

„Einen seltsamen Eindruck?“ wiederholte der Rechtsanwalt fragend. Er runzelte, fast unwillkürlich, die Brauen unter dem forschenden Blick, der unausgesetzt auf ihm ruhte: „Einen seltsamen Eindruck?“

„Ja. Mund heraus: ich habe das Gefühl, Herr Doktor Carraveau — nein, ich weiß es bestimmt: Sie glauben nicht an die Unschuld Ihrer Klientin.“

Der Verteidiger erhob sich langsam von seinem Sitz und sah den Fremden durchdringend an: „Woher wollen Sie dies wissen?“ fragte er kühl.

„Ihren Worten fehlt die überzeugende Kraft, jene hinreißende Beredsamkeit, die sich mit Notwendigkeit einstellen muß, wenn die innerste Überzeugung spricht. Sie halten Ihre Klientin für schuldig, Herr Doktor, und darum ist jedes Wort, das Sie sprechen, verloren. Sie tun Ihre Pflicht, zweifellos — und niemand kann Sie tadeln. Aber Sie mögen für diese Frau sprechen, soviel Sie wollen — es wird Ihnen nicht gelingen, zu überzeugen — aus dem einfachen und einzigen Grunde, weil Sie selbst nicht überzeugt sind. Und darum — als ehrlicher Mann werden Sie das nicht bestreiten — darum ist das ‚Schuldig‘ sicher.“

Der Rechtsanwalt preßte die Lippen aufeinander: „Und der Grund Ihres Besuches, Herr Severin?“ fragte er langsam.

Der andere ließ sich in den Sessel nieder und sah dem Doktor ins Gesicht: „Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, den Sie vielleicht seltsam finden werden,“ sagte er ein wenig zögernd — „allein — es handelt sich hier um ein Menschenleben — um das Leben eines jungen, schönen, blühenden Menschen. Ich war, ich sagte es

schon, im Gerichtssaal. Gestern und heute. Ich habe Ihrer Klientin in die Augen gesehen. Und ich weiß es gewiß: diese Frau ist unschuldig."

Der Doktor nickte und lehnte sich nervös zurück.

"Diese Frau ist unschuldig. Und damit komme ich zu dem Zweck meines Besuches. Ich bin Jurist; man hat mich sogar vor einigen Jahren einmal hier angenommen. Aber ich habe meinen Beruf niemals im Ernst ausgeübt. Ich bin reich und unabhängig, mein Vermögen gestattet mir, zu leben wie ich will und wo ich will — zu helfen und zu verteidigen, wo Hilfe nottut — anzuklagen, wo Schuld ist. Und darum mache ich Ihnen das Anerbieten, Herr Doktor: lassen Sie mich an Ihre Stelle treten, lassen Sie mich die Verteidigung Ihrer Klientin übernehmen. Lassen Sie meine Überzeugung an die Stelle Ihrer Pflichterfüllung treten. Lassen Sie meine Beredsamkeit, die aus heißem Herzen kommt, vor den Schranken des Gerichts für das Leben jener Frau kämpfen."

Der Doktor hob den Blick: „Ich will von allem Gefühlsmäßigen absehen,“ begann er, langsam mit wärmerem Ton, „wir sind Männer — von gekränkter Eitelkeit, von Veruffstolz und dergleichen kann hier nicht die Rede sein. Es handelt sich um ein Menschenleben. Ich werde Ihren Vorschlag meiner Klientin mitteilen; sie selbst mag entscheiden.“

„Ich wüßte etwas Einfacheres,“ warf der Besucher ein. „Lassen Sie uns gemeinschaftlich die Frau aufsuchen. Sie soll mich sehen — ich will sie sehen. Es wird Ihnen nicht schwer werden, die Erlaubnis zu einer Unterredung zu erhalten, wenn Sie ihren Zweck nennen.“

Der Doktor erhob sich: „Gut,“ sagte er kurz. „Wir werden zu zweit gehen.“ —



Der Fall der Frau Felizie Wahl hielt die Mittelstadt in einem Wirbel der Erregung. Die Unbegreiflichkeit dieses seltsamen Mordes, den ein Mensch, den niemand gesehen hatte, zwecklos, grundlos und sinnlos im undurchdringlichen Dunkel der Nacht begangen hatte, machte den grausigen Fall nur um so mehr zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Meinungen waren geteilt. Wurden unter den Männern Stimmen des Mitleids, des Zweifels an der Schuld der schönen jungen Angeklagten laut — die Frauen waren wie immer die Feinde ihres eigenen Geschlechts. Im innersten Herzen hatte wohl ursprünglich niemand gewagt, der blonden Felizie eine solche That zuzutrauen. Erst als die Nachforschungen tastend und wägend Schritt für Schritt einem unerwarteten Ziel näher krochen, setzte eine atemlose Beklemmung ein, und tausend Augen starrten auf das Dunkel, das langsam Gestalt anzunehmen begann. Die Spannung wuchs von Tag zu Tag. Durch diese fiebernden Hirne zitterten die widerstreitendsten Gefühle: Ungläubigkeit, Mitleid, Haß, staunendes Nichtverstehen. Und dann schwirrte plötzlich ein neuer Name durch die Luft — eine neue Erregung.

An dem Tage, an dem Franz Severin, der Unbekannte, an Stelle des Verteidigers schützend vor die Angeklagte trat, steigerte sich die allgemeine Spannung aufs äußerste. Das Gebäude war dicht umlagert, und die drückende Luft, die über dem kleinen Saal lag, zitterte schwül durch die Mauern, durch die geschlossenen Fenster und Türen hinaus auf die lautlos harrenden Menschen.

Der Mann mit dem energischen Gesicht und mit den ruhigen Bewegungen machte Eindruck, das fühlte man. Ein angesehenener, gesellschaftlich hochstehender Mensch, der frank und frei die Partei der Angegriffenen ge-

nommen hatte — das gab den Zweifelnden neue Nahrung, den Unsicheren freudigen Halt.

Franz Severin wandte sich mehr an die Menschen denn an die Richter. Er sprach von dem Vorleben der jungen Frau — von ihren makellosen Mädchenjahren, von ihrem unantastbaren Ruf. Auf jeden Einwand war er vorbereitet — jedem Zeugen wußte er hier und da eine kaum merkliche Unstimmigkeit nachzuweisen, die geeignet war, den Sinn der Dinge umzustößen oder doch zu ändern. Und schon am Abend des ersten Tages begann das starre Gerüst der Anklage zu wanken.

Am zweiten Tage meldete sich bei Severin ein Mann, der eine wichtige Aussage zu machen hatte. Eine halbe Stunde später stellte ihn dieser dem Gerichtshof vor.

Der Bericht des Fremden lautete: „Ich habe in der Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten, wenige Minuten vor zwölf Uhr, einen fremden Mann über das Gitter der Villa Wahl steigen und in der Richtung nach dem Hause verschwinden sehen.“

In der Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten kurz nach zwölf Uhr war der Mord geschehen.

„Warum sagen Sie uns das erst heute?“ fragte der Vorsitzende stirnrunzelnd.

„Ich bin am sechzehnten früh nach dem Süden gefahren,“ war die Antwort, „und erst gestern abend von meiner Reise zurückgekehrt. Da habe ich in der Zeitung von dem Prozeß Wahl gelesen und auch die Einzelheiten erfahren. Ich hörte, daß man nach einem Unbekannten sucht, der in jener Nacht unhörbar gekommen und ungeesehen verschwunden sei. Jenen Unbekannten habe ich gesehen — das Datum: die Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten ist mir darum genau erinnerlich, weil ich am folgenden Tage jene Reise angetreten habe.“



Am folgenden Abend wurde Felizie Wahl aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Ein Wunder hatte sich vollzogen; die öffentliche Meinung war in wenigen Stunden umgesprungen wie ein gewaltiger Wirbelwind. Plötzlich war kein einziger mehr, der an Felizies Schuld glaubte; der furchtbare Druck, der auf aller Herzen gelastet, die dumpf brütende Angst schlug um in jauchzendes, liebevolles Mitfühlen. Das Leben hatte gesiegt; die Freude über die Freisprechung war allgemein. Als Felizie aus dem dunklen Mauertor in den Sonnenschein hinausstrat, erwartete sie eine vielköpfige Menschenmenge. Ein Wagen hielt; sie stieg ein. Aller Häupter entblößten sich. Eine Blume flog zu ihren Füßen nieder. Schüchtern rief jemand ihren Namen. Ein zweiter fiel in den Ruf ein, und plötzlich scholl aus tausend Stimmen ein ungeheurer jauchzender Glückwunsch durch die Luft. Der Wagen fuhr ab. Sie neigte sich dankend zurück, während ihr die Tränen in die Augen stiegen. Schimmernd schwirten zahllose Blumen nieder. Und während sie in den Sommermorgen hineinfuhr, brauste wie eine gewaltige Sinfonie des Lebens der vielstimmige Freudenschrei dieser Menschen hinter ihr her.

Zwei Tage später erhielt Franz Severin einen Besuch. Felizie selbst war es, die ihrem Retter dankte.

Zum ersten Male verließ ihn seine kaltblütige Ruhe, als er in diese Augen sah, die ihn dankerfüllt unter Tränen anlächelten, und sein Blick fuhr verwirrt über das blonde Haar und über diesen feingeschnittenen Kopf, den er dem Schafott abgerungen hatte. Und plötzlich war er sich klar darüber: es war wohl nicht menschliches Mitleid allein gewesen, was ihn vor die Schranken des Gerichts getrieben hatte. Er liebte diese Frau. Liebte

er sie nur, weil sie unschuldig war? Oder war es vielleicht nur ein Schleichweg, den die Natur hier eingeschlagen hatte, die unbeirrt ihre Zwecke verfolgte? Ahnend fühlte er den dunklen Zusammenhang der Dinge, die Fäden, die das Seelische mit dem Körperlichen verbanden und die unsichtbar und unentwirrbar ineinander übergingen. Und er gab sich der süßen Lässigkeit dieser dämmernden Gefühle hin, die feiner waren als menschlicher Verstand, stärker als menschliche Kraft.

Felizie sah ihrem Retter verstohlen ins Gesicht — diesem schönen schweigsamen Mann, der sie aus Not und Tod gerettet hatte, und ihre zitternden Nerven spürten die heiße Welle, die unsichtbar durch den Raum flutete. Die Starre, die während der letzten Zeit über ihrem Wesen gelegen hatte, wich vor diesem ehrlichen, aufrechten Menschen. Und zum ersten Male seit langen Monaten ging es wie ein glückliches Lächeln über ihre Züge.

Franz Severin stieg aus und gab dem Fahrer Befehl, heimzukehren. Die kurze Strecke Weges, die durch den kleinen Park führte, wollte er zu Fuß zurücklegen. Er dachte an Felizie, die nun seit zwei Monaten seine Frau war, und ein leichter Schatten huschte über sein Gesicht. Sie war glücklich; daran war kein Zweifel. Sie liebte ihn; er fühlte es mehr, als er es wußte. Nur diese seltsamen Anfälle von Schwermut, die sich jedesmal einstellten, wenn jene Briefe kamen. Zuerst hatte er an heimliche Schulden geglaubt. Er hatte lächelnd ihr Nadelgeld verdoppelt. Aber die Wolken wichen nicht von ihrer Stirn.

Eben schlug es neun Uhr. Um neun Uhr wollte er mit Felizie bei Heiders sein. Nun kam er allein.

Heute war wieder jener Brief gekommen — kurz



bevor sie zusammen fortgehen wollten. Er hatte deutlich die Veränderung in ihren Zügen bemerkt, als sie den Briefumschlag mit der Aufschrift erblickte. Gleich darauf hatte sie ihn gebeten, allein zu fahren; ihre Stimme hatte einen unbeschreiblich matten Klang gehabt; er hörte ihn noch: „Ich habe Kopfschmerzen. Sage ein paar Worte der Entschuldigung.“

Er wollte sich nicht in ihr Vertrauen drängen. Daß er jederzeit bereit war, ihr zu helfen, wußte sie; wollte sie dennoch nicht reden — zu zwingen vermochte er sie nicht.

Ein Wagen hielt vor der Villa; es war das Gefährt des Medizinalrats. Die Dame des Hauses kam Severin mit verweinten Augen entgegen: „Die Kleine ist plötzlich schwer krank geworden,“ sagte sie traurig. „Da muß ich Sie leider bitten . . .“

Er sagte ein paar bedauernde Worte und ging.

Das Grau des Abends war in schweres Dunkel übergegangen. Der frische Wind hatte sich gelegt, und schwarze Regenwolken zogen sich still und drohend zusammen. Ein paar große Tropfen fielen — gleichwohl öffnete Severin den Überrock unter der drückenden Schwüle, die ein herannahendes Gewitter verkündete. — Der Park war still, wie ausgestorben. Wie ein Echo ebhte das Branden der Stadt herüber. Gellend pfiß ein ferner Bahnzug; er fuhr nervös zusammen. Dann lächelte er über sich selbst und spitzte den Mund zu einem lustigen Lied; die Melodie erstarb auf seinen Lippen. Seltsame Geräusche schlugen an sein Ohr; einen Atemzug lang glaubte er eine klagende Stimme zu hören, die seinen Namen rief.

Dhne daß er es gemerkt hatte, war er in die Straße gelangt, in der er wohnte. Dort vorn ging ein Mann

vor ihm her. Irgend etwas an dieser Gestalt fiel ihm auf, ohne daß er sich hätte erklären können, was. Die Gestalt war gekleidet wie hundert andere, und doch kam es ihm mehr und mehr zum Bewußtsein, daß er diesen Menschen kannte. Ein seltsam beklemmendes Gefühl kam über ihn. Jener Fremde, der in der Richtung schritt, in der sein Haus lag, flößte ihm beinahe Angst ein. Er bog in den kleinen Park und ging mit schnellen Schritten voraus, um jenen zu überholen. Dann stellte er sich hinter einen Baum und starrte dem Vorüberschlendern- den ins Gesicht. Und plötzlich wußte er's: es war der Zeuge; jener Mann, der ausgesagt hatte, er habe in der Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten einen Fremden über das Gitter der Villa steigen sehen. Er konnte sich keine Rechenschaft geben, warum — aber der Anblick dieses Mannes in der Straße, in der er mit seiner jungen Frau wohnte, war ihm unerträglich. Er ging ihm lautlos nach, immer in das Dunkel der Bäume gedrückt. Der Vorausschreitende blieb stehen. Er sah sich argwöhnisch um, ging dann mit schnellen Schritten über die Straße und zog den Klingelknopf an seinem Hause. Severin blieb stehen und starrte auf den Mann, der dort drüben wartete. Eine helle Gestalt kam den Kiesweg herunter. Rasender Schmerz schoß Severin zum Herzen. Es war Felizie.

Sie schloß auf und ließ den Fremden eintreten wie jemand, den sie erwartet hatte. Dann ging sie mit ihm ins Haus.

Severin taumelte mit den schweren Schritten eines Trunkenen über die Straße. Er zog den Schlüssel und ging auf den Seiteneingang seines Hauses zu. Im Zimmer seiner Frau flammte eben Licht auf. Er ging geräuschlos durch die Räume bis zu dem kleinen Zimmer,



das neben dem Speisesaal lag. Die Stimmen der beiden schlugen wie durch brodelnden Nebel an sein Ohr. Er hörte seine Frau sprechen — bittende, angstvolle Worte; dazwischen das grollende Drehen der fremden Stimme. Und plötzlich verstand er: der Mann forderte Geld. Zaghafte Einwendungen von seiten Felizies, auf die er höhnisch und kalt antwortete. Dann klirrte ein Schlüssel; ein Schloß schnappte, Scheine knisterten. Türen schlugen dröhnend zu, und der Mann verließ das Haus.

Franz Severin trat ans Fenster und blickte der breitschultrigen Gestalt nach.

Die Schiebetür rollte auseinander. Im nächsten Augenblick tönte ein leiser Schrei. Vor ihm stand Felizie. Sie sah ihn an. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen; ihre Hand sank schlaff herunter. Ein müder Zug trat in ihre Augen. Er trat auf sie zu und spreizte, wie von plötzlichem Abscheu ergriffen, die Hände gegen sie.

„Also doch — du bist die Mörderin?“

Ihr Kopf sank langsam herab; ihre Augen bohrten sich in den blutroten Teppich. Von fern klang die Hupe eines Automobils durch die Nacht.

„Antworte!“ drängte er.

Sie nickte.

„Warum hast du es getan?“ fragte er mit einer Stimme, die plötzlich ganz ruhig war.

„Er quälte mich mit seiner wahnsinnigen Eifersucht; ich wäre zugrunde gegangen an seiner Seite.“

„Jener Zeuge hat also die Unwahrheit gesprochen?“

Sie öffnete ein paarmal den Mund. „Ja,“ sagte sie endlich.

„Wer hat ihn gedungen?“

„Meine Mutter.“

Er warf einen irren Blick auf sie und wandte den Kopf. In diesem einen Augenblick hatte er das Gefühl, als ob die Welt zusammenstürzen müsse. Alles, woran er geglaubt, wofür er gekämpft hatte, der ganze Inhalt seines Lebens war vernichtet. Seine Hand umkrampfte den Hut, und er stürzte in die Nacht hinaus.

Als er nach einer Viertelstunde zurückkehrte, saß Felizie am Schreibtisch. Sie hob mühsam den Kopf; plötzlich stand sie auf mit einer Bewegung, aus der namenlose Angst sprach: „Wo warst du?“ fragte sie leise.

Er schwieg.

„Du hast mich verraten?“

„Für mich gibt es nur eins: Unschuld oder Schuld — Freiheit oder Strafe!“

Draußen fuhr ein Wagen vor. Lichter blitzten auf. Eine Glocke schrillte durch die Nacht. Sie blickte ihn an. Er nickte: „Sie kommen.“

Die Männer, die der verwunderte Diener ins Haus ließ, fanden eine Flucht von leeren Zimmern. Die geöffneten Türen wiesen zum hinteren Ausgang: dorthin, wo der See schimmerte. Ein paar halblaute Rufe klangen; Laternen flammten auf.

„Hier,“ sagte einer leise. Am Ufer des dunklen Wassers fand man ein paar Fußabdrücke. Sie wiesen den Weg, den die beiden gegangen waren.





# Tanzende Bohnen

Von Adolf Koelsch

Es gibt Tanzmäuse, die sich in ununterbrochenem, allmählich immer stärker werdendem Drehrausch im Kreise bewegen; zuletzt geschieht dies so rasend, daß man die wirbelnden Bewegungen mit dem Auge kaum mehr verfolgen kann. Ebenso gibt es „Tanzenten“, die beim Schwimmen nach wenigen Stößen in ständiges Kreisen verfallen und sich fortwährend um sich selbst drehen. In beiden Fällen handelt es sich um eine krankhafte — vererbbare — Erscheinung, verursacht durch Verkümmern jener Teile des Gehörorgans, die als Sitz des Orientierungs- und Richtungsvermögens im Raume bekannt sind. Außer Tanzenten und Tanzmäusen gibt es aber auch tanzende Bohnen.

Sie tauchen da und dort auf, haben die Größe von Bohnensamen und die Gestalt eines Apfelschnitzes. Die Bewegungen dieser „tanzenden“ Bohnen bestehen darin, daß sie sich selbsttätig von einer Seite auf die andere werfen oder in kleinen Sprüngen in irgend einer Richtung fortbewegen, was verhältnismäßig sehr rasch geschieht. Durchschnittlich lassen sich etwa sechzehn Sprünge und Überschlagungen in der Minute zählen; doch kann man beobachten, daß an Stellen, wo die Böhnchen kräftig von der Sonne beschienen werden, die Zahl der „Sprünge“ auf reichlich das Doppelte steigt. In schattigen Stellen oder auf feuchtem Boden kommen sie rasch zur Ruhe.

Diese Böhnchen werden um verhältnismäßig teures Geld feilgeboten, und man erzählt die abenteuerlichsten Dinge über sie. Es handle sich, so weiß der Verkäufer gewöhnlich zu sagen, um die Samen einer ausländischen Pflanzenart, die sehr selten sei; wodurch das

Springvermögen verursacht werde, habe die Wissenschaft noch nicht ermitteln können, zweifellos sei das Vermögen dieser Bohne, sich fortbewegen zu können, eine ebenso seltene und wunderbare als nützliche Eigenschaft. Denn die ganz außergewöhnliche Selbstbewegungsfähigkeit ermögliche es diesen Samen, sich aus eigener Kraft weit vom Mutterstock zu entfernen, bis sie irgendwo ins Feuchte und Kühle kämen, wo die besten Bedingungen zur Keimung vorhanden seien. Das sei ja wohl auch der Zweck der Einrichtung und das geradezu Wunderbare, daß eine Pflanze gewissermaßen das Gehen lernt, um selbsttätig ganz nach Art eines Thieres neue günstige Wohnplätze aufzusuchen. Sedenfalls sei diese Eigenschaft ganz und gar einzigartig und um so räthelhafter, als Bewegungseinrichtungen irgend welcher Art weder äußerlich noch innerlich zu entdecken seien.

An diesem rednerischen Aufpuß des Verkäufers ist nur soviel wahr, daß die Böhnchen Ausländer sind; es sind Teilfrüchte eines mexikanischen Wolfsmilchgewächses. Diese Pflanze ist ein zwei bis drei Meter hoher, fakteenartiger Dickfleischstrauch, den man an sehr heißen Plätzen steppenartiger Ebenen und Bergabhänge findet.

Das Geheimnis der tanzenden Bohnen konnte sich der Entschleierung auf die Dauer doch nicht entziehen, wenn auch die Erklärung nicht ganz im glatten Alltag endigte. Nimmt man ein solches Böhnchen zwischen die Finger und wartet, bis es sich einigermaßen erwärmt hat, so wird man bald ein leises Pochen fühlen, das um so energischer und schneller wird, je wärmer das Böhnchen wird. Es ist zuletzt, als schnelle im Innern eine stark gespannte Feder gegen die Hülle. Bestrahlt



man das Böhnchen künstlich, so ist bei etwa dreißig Grad das Pochen schon so lebhaft geworden, daß bis zu zwei Schlägen in der Sekunde erfolgen können; bei acht Grad Celsius und geringeren Temperaturen hören die Bewegungen auf; das gleiche erfolgt, wenn die Bohne auf eine feuchte Unterlage gebracht wird.

Beim Öffnen einer Bohne wird auch die bewegende Kraft sofort erkennbar; es fällt eine kleine madenartige Raupe aus dem Gehäuse, das Larvenstadium eines Kleinschmetterlings, der mit unserem Apfelwickler nahe verwandt ist. Indem dieses Käupchen sich rasch zusammenzieht, um gleich darauf kräftig gegen die Wände seines Gefängnisses zu schnellen, bringt es das Böhnchen zum „Tanzen“ oder rollt bei schwächeren Schlägen langsam mit ihm über den Boden hin. Man könnte nun allerdings denken, es handle sich hierbei am Ende um eine der vielen merkwürdigen Symbiosen von Pflanze und Tier, die oft zu gegenseitiger Förderung dienen; man könnte annehmen, das Früchtchen gäbe der Larve Wohnung, die Larve hingegen entschädige die Pflanze dafür, indem sie die Früchte fortbewegt. Aber damit ist es nichts. Die „tanzenden Bohnen“ werden immer mehr oder weniger leer gefressen gefunden, und die Samen sind bis zur Verpuppung der Maden so vollständig aufgezehrt, daß kein einziger Kern mehr vorhanden ist, wenn das Gehäuse schließlich, fern von der Mutterpflanze, zur Ruhe kommt. Es sind also kranke, für die Fortpflanzung nicht mehr taugliche Früchte, die sich in dieser Weise bewegen; die bewegende Kraft, die Made, ist nicht ihr Segen, sondern ihr Tod.

Dagegen ertanzt sich die Made in vollem Wortsinn das Heil. Wie schon angedeutet wurde, fällt es ihr nicht ein, bei tiefen Außentemperaturen oder wenn sie

sich in feuchter Umgebung befindet, ihr Lönnehen vom Platz zu wälzen. Um so lebhafter wird sie indes, sobald die Temperatur fünfzehn Grad übersteigt. Kann sie Wärme vielleicht nicht ertragen? Es ist in der That so; die befallenen Früchte lösen sich schon zu einer Zeit vom Strauch ab, wo der Raupe noch Monate bis zur Verpuppung bevorstehen. Solange also muß sie noch drinnen bleiben. Was nun, wenn das Früchtchen in dem heißen Steppensand liegen bleibt und Tag für Tag tropische Hitzwellen auf das Lönnehen einwirken? Es müßte samt seinem Bewohner in kürzester Zeit zur Mumie eingedörft sein. Davor bewahrt sich das Tier, indem es in seinem Gehäuse so lange tobt und wider die Hülle schnellt, bis es ihm gelungen ist, das Lönnehen aus dem unmittelbaren Bereich der Sonne hinauszubewegen. Macht wechselnder Sonnenstand einen neuen Umzug wünschenswert, so fängt es wieder zu tanzen an und schnellt sich aus der Gefahr von neuem ins Leben oder fällt, vom Hitzschlag getroffen, tot hin. Der Drang, sich ungemütlichen Umweltverhältnissen zu entziehen, führt somit das groteske Purzelspiel auf.

Das ist das immerhin nicht ganz gewöhnliche Geheimnis der tanzenden Bohnensamen.





# Andreas Hofer

## zum hundertfünfzigsten Geburtstag

Von Melchior Gölch

Mit 7 Bildern

Der Erbe der französischen Revolution, Napoleon Bonaparte, war als Napoleon I. seit dem 18. Mai 1804 Kaiser der Franzosen geworden. Zwei Jahre später brach Preußen bei Jena als Staatswesen zusammen, und die großen Umwälzungen und Umgestaltungen Europas erfolgten nach den Willkürgeboten des korsischen Emporkömmlings. Er hatte die französischen Bourbonen in Neapel des Thrones verlustig erklärt und dieses Reich seinem Bruder Joseph verliehen, vor dem sich die Königsfamilie nach Sizilien zurückziehen mußte. Im Sommer des Jahres 1806 gab er der bisherigen „Batavischen Republik“, den ehemaligen holländischen Generalstaaten, einen neuen Herrscher und ernannte seinen dritten Bruder Louis zum König. Er „gründete“ den Rheinbund, zerstörte damit das alte deutsche Reich und zwang die Fürsten Deutschlands, seine Bundesgenossen zu werden. Franz II. legte als letzter deutscher Kaiser die Krone nieder und nannte sich fortan nur mehr Kaiser von Osterreich.

Preußen mußte nach den unglücklich verlaufenen Jahren 1806 und 1807 ein Gebiet von fünf Millionen Einwohner — mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung — abtreten; aus den Provinzen am linken Elbufer mit Kurhessen und Braunschweig schuf Napoleon für seinen jüngsten Bruder Jérôme das Königreich Westfalen. Aus dem anderen, östlich gelegenen Teil gestaltete er das Herzogtum Warschau für den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen. Laut konnte er sich rühmen: „Es gibt kein Deutschland mehr“ . . . „Von der Schelde

bis zum Adriatischen Meere wird es nur ein Volk, einen Willen, eine Sprache geben.“ Die „Schutzherrschaft“ über den Rheinbund fand am 26. August 1806 ihre erste symbolische Weihe: der vaterländisch gesinnte Buchhändler Johann Philipp Palm wurde als erster Blutzeuge deutscher Freiheitsliebe auf Napoleons Geheiß zu Braunau erschossen.



Andreas Hofer.  
Von Franz v. Defregger.

Nach der tiefen Erniedrigung Preussens beraubte Napoleon auch die Könige von Portugal und Spanien ihrer Throne, machte seinen Bruder Joseph zum König der Spanier und ließ seinen Schwager Murat zum König von Neapel krönen. Wie es kein Deutschland mehr gab, so sollte es künftig auch „keine Pyrenäen“ mehr ge-

ben. Gleichzeitig erhob sich der durch seine Erfolge berauschte Eroberer entschiedener als zuvor gegen England, dessen Macht und Reichthum er seit 1806 durch die Kontinentalsperre zu zerstören hoffte. Er spielte Europa gegen Großbritannien aus, um es zu demütigen. Damals begann England seine Fäden zu spinnen, um das Festland zum Kampfplatz gegen Frankreich zu machen, und lieferte den Spaniern und Portugiesen Geld, Waffen und Munition. Napoleons Blockade-



erlaß von 1806, worin er das Verbot jeglichen Handels und Verkehrs mit Großbritannien aussprach, war im Grunde bloß die Antwort auf eine vorher von den Engländern über alle französischen Häfen verhängte Blockade. Die Absperrung des britischen Handels trieb die Machthaber über dem Kanal dazu an, das Festland für sich zurückzuerobern. Nur auf der Pyrenäischen Halbinsel führte England dies mit eigenen Streitkräften aus; im übrigen ließ es nach jahrhundertelanger Gewöhnung seine Verbündeten die Kämpfe für seine Interessen ausfechten, durch deren Verlauf die französische „Weltmonarchie“ gestürzt und die See- und Handelsvorherrschaft des Vereinigten Königreiches bis auf unsere Zeit erst gesichert wurde. Das Ringen um die Freiheit der Meere hat sich in dem heutigen Kriege gewaltig erneuert. Sein Ausgang wird unser künftiges Schicksal bestimmen.

Um England, Spanien und Portugal zu begegnen, lud Napoleon im Jahre 1808 den Zaren Alexander nach Erfurt auf den berühmten „Fürstentag“, um mit ihm über die künftigen Geschicke der Welt zu entscheiden; vier Könige und vierunddreißig deutsche Fürsten bildeten den Hintergrund zu der echt französisch theatralisch aufgetakelten politischen Komödie. Wie einst Alexander der Große und Julius Cäsar heischte er für sich die Verehrung als „Abbild Gottes auf Erden“. Sein Wille sollte der „Welt alleiniges Gesetz werden und bleiben“. Bald darauf konnte der Korse auch gegen Kaiser Franz von Oesterreich die Worte wagen: „Was Eure Majestät sind, sind Sie durch meinen Willen.“

Wie er die deutschen „Ideologen“ aus der Leerheit seines Wesens heraus, dem jeder höhere geistige Zug durchaus fremd blieb, verachtete, so glaubte er auch

nicht den warnenden Worten seines Bruders Joseph, die aus Spanien zu ihm drangen: „sein Ruhm werde in Spanien scheitern“. Madrid hatte sich am 4. Dezember 1808 dem Eroberer ergeben, der es mit äußerster Rücksichtslosigkeit, ohne jedes Erbarmen als unterworfenenes Land behandeln ließ. Er riet seinem seit dem 22. Januar 1809 in Madrid eingezogenen Bruder Joseph, zur Befestigung seiner Herrschaft durch „Galgen und Beil“; die Absicht Josephs, ein liberales Regiment zu begründen, verspottete Napoleon mit höhnischen Bemerkungen. Nach seinem eigenen Bekenntnis erhielt er sich bei den unterjochten Völkern nur in Ansehen: „nach innen und außen, nur durch die Furcht, die er allen einflößte“. Schon als Erster Konsul, zu einer Zeit, da er es für nötig fand, für seine Weltherrschaftspläne die Hand nach Rom zum Heiligen Vater auszustrecken, verkündete er seinen Getreuesten: „Die Philosophen werden lachen, die Nation aber wird mich segnen . . . Man wird sagen, ich sei P a p i s t; ich bin n i c h t s: in Agypten war ich M u s e l m a n n, hier werde ich zum Wohle des Volkes K a t h o l i k sein . . . Meine Politik ist es, die Menschen so zu lenken, wie es die Überzahl will . . . Regierte ich ein Volk von J u d e n, ich würde den T e m p e l S a l o m o s herstellen.“

Er sollte sich über die Willfährigkeit des Papstes nicht weniger täuschen als über die „Überzahl“ der gewaltfam unterjochten, aber nach seiner platten Meinung trefflich regierten Völker. Nichts war damit getan, daß er in Spanien die Dynastie zerstörte; dem Volke gegenüber konnten ihn seine gewohnten Kampfmittel und Bedrohungen auf die Dauer nicht vor dem Untergang retten. Zur Zeit, als fast das halbe Europa scheinbar ergeben zu den Füßen des „Ungewaltigen“ lag, als er



glaubte, das Weltreich Karl des Großen an Machtfülle überboten zu haben, bewahrheitete sich seines Bruders Prophezeiung, daß Spanien zum Grab seiner Macht werden würde. Die am Ende doch siegreichen Kämpfe der Spanier waren das unscheinbare Vorspiel des großen Völkerkampfes, der sich bald überall erheben sollte, um den Korsen zu vernichten, der nicht daran glauben wollte, daß tief im Schoße der Nationen gewaltige seelische Kräfte lebten, die unbesiegbar waren — die Liebe zum Heimatboden, zu heimischer Sitte und zum Vaterland. Auch England spottet heute vergebens über uns und unsere „Fatherland“-Liebe. Zum erstenmal entsetzten sich Napoleons blutgewohntesten Marschälle und auch er selbst über den wild ausbrechenden, grauenhaften, unbezähmbaren Widerstand, den sie in Spanien fanden. Die fanatisch erbitterten Spanier bereiteten den Franzosen zuerst am 23. Juli 1808 in der Sierra Morena eine grauenhafte Niederlage. Sie sollten kennen lernen, daß entfesselte Volksleidenschaften mit der Gewalt von Naturereignissen losbrechen können, um unüberwindbar zu sein durch ihre schrankenlose Urgewalt; die Spanier kannten nur einen König: Ferdinand VII., Napoleon sollte bald darauf erfahren, daß ganz Tirol nur in Kaiser Franz den angestammten Fürsten sah. Die Briten lieferten den Spaniern Geld und Waffen; die Junker der Städte griffen zur Wehr. Volkshere scharten sich um selbstgewählte Führer, denen sie blind in den Tod folgten. Aus dem Hinterhalt überfiel der ergrimimte Bauer die französischen Krieger und stieß sie, Gebete murmelnd, nieder; selbst Priester ergriffen den Dolch: war doch für alle Napoleon, der „Muselmann oder Jude“, je nach politischer „höherer Notwendigkeit“ der Verfolger des Heiligen Vaters,

der Räuber der Kirche Christi. — Blind seinem Stern vertrauend, antwortete Napoleon seinem klarer sehenden Bruder, der ihm aus Burgos schrieb: er habe auch nicht einen Anhänger, er finde in Spanien zwar die Säulen des Herakles — die äußerste Westgrenze Europas — aber nicht die Grenzen seiner Macht. England sorgte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dafür, daß „die Wunde am Leibe des Kaiserreichs“ offen blieb. Englische Truppen unter Dalrymple zwangen nach der Übergabe von Cintra am 30. August 1808 den französischen Marschall Junot zur Räumung Portugals. Die Spanier nahmen die gegnerische Flotte bei Cadix; Artur Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, zeigte sich kein französischer Heerführer überlegen; ihm hatte sich Pierre Graf Dupont de l'Etang bei Bailen am 22. Juli 1808 ergeben; am 17. und 21. August siegte er bei Roliga und Bimeiro. Jahre, von Kämpfen erfüllt, sollten bis zum 21. Juni 1813 vergehen, bis die Franzosen bei Vitoria den Unabhängigkeitskämpfen der Spanier und Portugiesen endgültig erlagen. Das immer „edle, uneigennützig“ England hatte sich seine Hilfe mit überaus vorteilhaften Handelsverträgen zum schweren Schaden Spaniens und Portugals teuer bezahlen lassen.

Die moralische Wirkung der Niederlagen von Bailen und Cintra auf die von Napoleon vergewaltigte übrige Welt war unabsehbar. In Deutschland und Osterreich begann es seit jener Zeit in den Höhen und Tiefen zu gären, und der Freiherr vom Stein wagte auf gemeinsame Erhebung zu hoffen; Geheimbünde wurden geschlossen, und die preußischen Vaterlandsfreunde traten mit österreichischen Diplomaten in Verbindung. Am 24. November fiel Stein, die Seele der antinapoleonischen



Partei, dem Korsen zum Opfer, der ihn von Madrid aus geächtet und seiner Güter beraubt hatte. Entschlossene norddeutsche Männer trafen Vorbereitungen zur Erhebung des Volkes. Herzog Wilhelm von Braunschweig gründete seine „schwarze Schar“, die „Legion der Rache“. Hauptmann Ratt, Oberst Dörnberg und Major Schill erregten Aufstände. Es begann zu tagen.

Im kaisertreuen Tirol erhoben sich nach den ersten siegreichen Kämpfen der Spanier die Bauern gegen die fremde Gewaltherrschaft; der Landsturm befreite das Land in fünf Tagen vom Feinde. Napoleon lernte nach dem spanisch-portugiesischen Aufruhr zum zweiten Male die unwiderstehliche Gewalt des im tiefsten Gefühl verletzten Volksunwillens kennen. In Norddeutschland feierte man die Befreier Tirols, Andreas Hofer, Joseph Speckbacher und ihre Mitkämpfer, als deutsche Nationalhelden. Nun rüstete auch das gedemütigte Österreich, auf dessen Seite das volle Recht stand; unter der Bevölkerung des gewaltsam gefügten Rheinbundes gingen, begeistert aufgenommen, Aufrufe des Erzherzogs Karl von Hand zu Hand, die Österreichs und Deutschlands Sache als eine und dieselbe erklärten. Preußen war noch ohnmächtig; die Pariser Vereinbarung erlaubte ihm nur noch ein Heer von 42 000 Mann; es war geknebelt und verarmt durch fortgesetzte Brandschatzungen des Korsen, der den König wegen seiner Geldnöte verhöhnte.

Da wurde der „Unüberwindliche“ zum ersten Male von einem einzelnen Staate geschlagen; am 21. und 22. Mai 1808 überwand ihn der Erzherzog Karl bei Aspern-Eßling und vereitelte den Übergang französischer Truppen über die Donau. Trotzdem Karl den Sieg

nicht zu nützen verstand, pries ihn ganz Deutschland mit Theodor Körner und Heinrich v. Kleist als Nationalhelden. Der Korse wütete gegen die „Kanaille von Österreichern“; ihm begann vor der Zukunft seiner Nachfolgerschaft Karl des Großen zu hängen. Als ihn am 10. Juni der Papst „als den alles verschlingenden Gewaltherrn“ mit dem großen Bann belegte, ließ er Pius VII. nach Savona schleppen und vereinigte auch noch den letzten Rest des Kirchenstaates mit Frankreich. Nach der Niederlage des Erzherzogs Karl bei Wagram, am 6. Juli, kam es zum Waffenstillstande von Znaim; der Weltenbezwiner hatte es eilig, in Spanien an seinem Untergang weiterzuwirken.

Was in Tirol im Jahre 1809 geschah, sollte zum Vorbild für ganz Deutschland werden. Von den Bergen des kleinen Landes flammten die ersten gewaltig mahnenden und ermunternden Wetterzeichen auf; Tirol und Vorarlberg erhoben sich als erste heldenhaft für Österreich und seine Freiheit, und weithin wirkte die todesmutige Entschlossenheit des Landsturms auf die unter der fremden Willkürherrschaft ingrinnig seufzenden wahren Vaterlandsfreunde. Die Worte des schlichten Passeier Sandwirts Hofer, die er seinen Landsleuten zurief, gingen bald von Mund zu Mund: „Mehr als gestorben kann nicht sein, und anderes steht nimmer bevor. Lieber dem Feind sich wehren und sterben, als mit allem Hab und Gut ein Opfer seiner wilden Wut werden.“ . . . „Wohlan denn, Brüder und Nachbarn, stehet auf, ergreifet die Waffen wider den allgemeinen Feind des Himmels und der Erde. Keiner bleibe weg. Das einzige und letzte Los von uns allen sei: Für Gott und den Kaiser Franz siegen oder sterben.“ Den Kärntnern rief er zu: „Besser sei es unter der Hausschwelle begraben



liegen, als sich für den unersättlichen Feind der deutschen Nation auf die Schlachtbank führen zu lassen. Dieses haben leider so viele deutsche Völker empfunden, die, gleich Schafferden von den feindlichen Generalen mit dem Säbel in der Faust angetrieben, ihr Blut auf fremdem Boden versprizen mußten. . . . Kärntner, Osterreichs Untertanen, euch drohet das nämliche traurige Schicksal,



Die Schlacht bei Aspern.

Nach einem Gemälde von Karl v. Blaas.

wenn ihr euere Streitkräfte nicht brauchen wollt. . . . Gott wird zwischen dem niederträchtigen Feind und uns Richter sein.“

Der Mann, der so zu seinen Landsleuten sprechen konnte, war durch seine äußeren Lebensumstände nicht dazu ausersehen, zum Anführer eines kriegerisch tief aufgeregten, erbitterten Volkes zu werden; er wurde durch die Macht der Ereignisse, durch das unbegrenzte

Vertrauen seiner Landsleute auf seine Rechtschaffenheit, auf seine Vaterlandsliebe; auf sein Tirolerherz an die Spitze der Landesverteidigung und die Verwaltung in wirrer, schwerer Zeit gestellt. Und er erwies sich auch als der rechte Mann und die beste Schutzwehr gegen anarchistische Zustände.

Die Familie Hofer stammt aus der Berggegend „Magfeld“ der Gemeinde Platt im Passeiertale, wo sie einen ansehnlichen Bauernhof besaß. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zog ein Zweig nach Moos auf das dortige Wirtshaus; Christian Hofer von Moos erhielt wegen seiner Verdienste um das Erzhaus Oesterreich 1671 die Wappenmäßigkeit. Sein Enkel Michael und dessen Sohn, Simon Hofer, hatten sich bei der Niederringung eines Bauernaufbruchs in Mais mannhaft hervorgetan. Die andere Linie siedelte sich fast um die gleiche Zeit auf dem Sandwirthshofe an. Dort saßen Kaspar und Bartholomäus als kräftige Männer, ehrlich, bieder und geachtet im ganzen Tale. Andreas Hofer wurde als Enkel des Bartholomäus Hofer am 22. November 1767 geboren; auf ihn ging das eine Viertelstunde vom Hauptort St. Leonhard am Talweg gelegene Wirtshaus zur Krone am Sand über. Schon in den Jahren 1796 bis 1805 war er, meistens von den Schützen des Passeiertales zum Hauptmann erwählt, gegen Oesterreichs Feinde zu Felde gezogen; er stand im kräftigsten Mannesalter von bald zweiundvierzig Jahren, als man ihn 1809 in seinem Vaterland zum Oberkommandanten von Tirol bestimmte. Kaiser Franz hatte ihn am 9. Mai 1809 in den Adelsstand erhoben. Keine unedle Triebfeder wirkte auf Hofer in seiner wichtigen Stellung, der jeder Mißbrauch so leicht und nahe lag. Ihn leitete weder Ehrgeiz noch





Das Geburtshaus von Andreas Hofer. Der Sandhof im Paffiertal bei St. Leonhard.

Habsucht, weder Stolz noch Leidenschaftlichkeit; er stellte sich an die Spitze des Aufstandes einzig für den Glauben seiner Väter, das teure Vaterland, das altangestammte Erzhaus Oesterreich und dessen gerechte

Sache wider die Geißel Europas — Napoleon. Dafür opferte der schlichte, treue Mann alles — auch sein Leben. Religiosität und Patriotismus bildeten die Grundzüge seines selbstlosen, redlichen Wesens. Als oberste Aufgabe betrachtete er die Landesverteidigung; er forderte, daß alle waffenfähige Mannschaft vom achtzehnten bis zum sechzigsten Jahre in Kompanien eingeteilt wurde. Die wegen höheren Alters oder infolge körperlicher Gebrechen Dienstuntauglichen sollten die anderen mit Zulagen unterstützen. Die in Kompanien eingeteilte Mannschaft Tirols wurde insgesamt auf 36 000, der Landsturm auf 40 000 Köpfe angesetzt. Am Anfang der zweiten Septemberwoche standen 23 000 Mann im wirklichen Dienst.

In der Hofburg zu Innsbruck bezog Hofer mit seinen Vertrauten die bescheidensten Gemächer und gab während der Zeit seiner Regierung täglich für seine Bedürfnisse nicht mehr als fünfundvierzig Kreuzer aus. Die geheimen Vorbereitungen zur Erhebung gingen unter beispielloser Verschwiegenheit vor sich. Als es zum ersten Ausbruch kam, stiegen die Schützen der entlegensten Täler und höchsten Gelände zuerst heran und rissen alles mit sich. In wenigen Tagen, um die Mitte des April, hatten die Bauern zwei Generale, siebzehn Stabs- und einhundertdreizehn Oberoffiziere samt 5900 Mann gefangengenommen. Innsbruck wurde besetzt und zwei feindliche Heere zurückgeschlagen. Die Tiroler Schützen kämpften glorreich am Berg Isel, gaben trotz des Waffenstillstandes von Znaim die Kämpfe nicht auf und jagten den „ruhmgeläuterten“ Marschall und Herzog von Danzig, Lefebvre, mit seinen 30 000 Mann nach Innsbruck und nach einem glücklichen Angriff von da nach Salzburg zurück.





Dankgebet der Tiroler nach der Schlacht am Berge Isel.  
Nach einem Gemälde von Albin Egger-Lienz.

Der Reichsmarschall Lefebvre zog mit untilgbarer Schande beladen aus dem Lande; vor regellosen Bauernhaufen, ohne alles Geschütz, die nur notwendig mit Munition für die Gewehre versehen waren, eilte er übel zugerichtet in schmähslicher Flucht aus dem Oberinn- und Wippachtale zurück. In der blutigsten Schlacht am Berg Isel am 13. August wurden Tausende seiner Soldaten getötet, verwundet und gefangen. Seine Macht war auf die Hälfte verringert und seine Furcht vor den Bauern nach den erlittenen schweren Schlappen so groß, daß sie seine frühere stolze Verachtung weit überbot. Kein frecher Übermut erlitt je einen tieferen Fall. In jener Zeit entstand die Sage: Als der Herzog Lefebvre nach dem verunglückten Feldzuge Napoleon vor Augen trat, begrüßte ihn der Kaiser mit der Frage: „Nun, Herr Marschall, haben Sie von den Tiroler Bauern Kriegstaktik erlernt?“ Er hätte sich für diese Niederlage auch bei England bedanken können, denn aus London unterstützte man den Tiroler Aufstand mit 30 000 Pfund Sterling; natürlich nur aus Begeisterung für die Freiheit des Landes.

Nach dem unglücklichen Frieden von Wien wurde den Tirolern befohlen, die Waffen niederzulegen; sie sollten „Verzeihung“ bei Napoleon finden, wenn sie sich unterwerfen würden. Der Korse ließ unter dem Bizkönig Eugen 50 000 Mann gegen Tirol anrücken. Die Entmutigung wurde bald allgemein, und die Führer entflohen vor der Übermacht. Während sein hilfloses Vaterland überwältigt wurde, entkam Andreas Hofer mit seinem Schreiber Sweth nach der Pfandler Mahderhütte; vier Wochen später folgte ihm in dies Versteck seine Frau mit ihrem vierzehnjährigen Sohn Johannes. Fünfzehnhundert Gulden Blutgeld setzten die Fran-



zosen auf den Kopf des gewesenen Kommandanten von Tirol, und ein verlumpter Bauer, Franz Raffl aus



Das letzte Aufgebot. Nach einem Gemälde von Franz v. Defregger.

Schenna, wurde zum Judas an dem edlen Mann, der seine Heimat nicht verlassen wollte, an deren ende

gütiges Mißgeschick er nicht glauben konnte. Um vier Uhr morgens zeigte der Verräter, der, später verachtet und aus dem Lande getrieben, in München als Fuhrknecht starb, den Franzosen die Sennhütte, in der Hofer mit den Seinen schlief. Der Schreiber Sweth erwachte und erblickte den Verräter und seine Häfcher; er weckte den jungen Hofer und stieg mit ihm an der Rückseite der Hütte hinab. Die Soldaten ergriffen die beiden, fesselten sie und warfen die notdürftig Bekleideten in den Schnee. Schreien und Jammern des Knaben weckten Vater und Mutter; Hofer trat aus der Hütte und rief mit starker Stimme: „Wer spricht Deutsch?“ Der Anführer trat vor ihn hin; da sagte Hofer: „Sie sind gekommen, mich gefangenzunehmen. Ich bin Andreas Hofer. Mit mir tun Sie, was Sie wollen; ich bin schuldig. Für mein Weib und mein Kind und den jungen Menschen bitte ich um Gnade; sie sind wahrhaft unschuldig.“

Aber auch Hofer und seine Frau wurden geschlagen und gebunden; sie fesselten ihm die Hände auf den Rücken und legten ihm einen Strick um den Hals wie einem Stück Vieh. Dann traten die rohen Kerle vor ihn hin und rissen ihm mit Gewalt ganze Haarsträhnen aus dem Bart, daß von allen Seiten Blut floß und der ganze Bart ein blutiger Eiszapfen wurde. Den Knaben und Sweth führten sie mit bloßen Füßen über Schnee und Eis. Mißhandelt, wund, mit erfrorenen Füßen kamen die Armen mit Hofer in Bozen an; ein Arzt mußte sich dort der Erkrankten annehmen. Andreas Hofer wurde getrennt von den Seinen nach Mantua geschleppt.

Das von Napoleon eingefetzte „Kriegsgericht“ handelte rasch. Hofer verzichtete auf einen Sachwalter,





Gefangennahme Andreas Hofers. Nach einem Gemälde von Carl v. Haas.

aber man zog am letzten Tage noch den jungen jüdischen Advokaten Baseri herbei, der keine Zeit mehr fand, um die Akten zu prüfen. Als es zur Verteidigung kam, gebot ihm der Vorsitzende, sich noch kürzer zu fassen. Nach Baseris späterem Zeugnis war es von Anbeginn auf Verurteilung abgesehen. Man wollte offenbar jeder Vermittlung aus Oesterreich zuvorkommen. Napoleon wünschte den Tod; denn von Mailand aus wurde die Vollstreckung des Todesurteils binnen vierundzwanzig Stunden befohlen. Der Mord an Hofer wurde kaum verschleiert. Vor der Nachricht aus Mailand hatte General Bisson Hofer zum Übertritt in französische Dienste zu bewegen gesucht und die schlichte Antwort erhalten: „Ich war, bin und bleibe meinem Haus Oesterreich und dem Kaiser treu.“ Als in Wien die Nachricht vom Tode Hofers eintraf, erklärte der Marschall Berthier heuchlerisch, daß Napoleon das Urteil nie gebilligt haben würde, wenn er etwas davon erfahren hätte.

Der letzte Brief Hofers schloß mit den Worten: „Ade, mein' schöne Welt; so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nit die Augen naß werden. Geschrieben um fünf Uhr in der Früh; um neun Uhr verreis' ich mit Hilfe aller Heiligen zu Gott.“

Gegen elf Uhr am 20. Januar 1810 ging Hofer seinen letzten Gang, in heldenmütiger Fassung, ein blumengeschmücktes Kreuzifix in der Hand, schritt er, vom Beichtvater begleitet, den ihn begleitenden Offizieren voran. Von seinen geliebten Landsleuten, die in der Festung gefangenlagen, verwehrte man ihm den Abschied; als er an ihren Kerkertüren vorbeischnitt, lagen sie alle auf ihren Knien und beteten laut. Als er in den Kreis der zwölf Grenadiere, die ihn erschießen





Andreas Hofers letzter Gang. Nach einem Gemälde von Franz v. Dreyeger.

sollten, vorgetreten war, reichte ihm der Tambour ein weißes Tuch, um sich die Augen zu verbinden, und erinnerte ihn, sich auf die Knie niederzulassen. Hofers

schlug das Tuch aus und weigerte sich niederzuknien. „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen Geist zurückgeben.“ Den Korporal ermahnte er noch, gut zu treffen. Mit lauter, fester Stimme kommandierte er selbst: „Gebt Feuer!“ Die offenbar verwirrten Soldaten trafen schlecht, denn nach den ersten sechs Schüssen sank er bloß in die Knie und stützte sich noch mit einer Hand. Nach sechs weiteren Schüssen machte er noch eine Bewegung, sich aufzurichten. Der Korporal setzte ihm dann die Mündung seines Gewehres vor den Kopf; erst der dreizehnte Schuß machte dem irdischen Leben des Helden ein Ende.

Hofers Beichtvater, ein Italiener, schrieb: „Ich bewunderte voll Trost und Erbauung einen Mann, der als christlicher Held zum Tode ging und ihn als unerschrockener Märtyrer erlitt.“ Fünfundzwanzig Jahre nach Hofers Hingang schrieb Erzherzog Johann: „Andreas Hofer war ein treuer, edler Mann, voll Einfalt, Redlichkeit und seltener Uneigennützigkeit. Er war ein Mann, der sein biederer Vaterland so schön vertrat — er war der Blutzuge von Tirol.“ Und Joseph Egger, der Geschichtschreiber Tirols, urteilt über den seltenen Mann: „Hofer zeichnet sich vor allen anderen Kommandanten darin aus, daß er, während dieselben mehr oder weniger alle, selbst die besten, ihre persönlichen Interessen hervorkehren und viele nach Titeln und Würden jagen, ganz allein für die Sache lebte; es gibt wohl in der Weltgeschichte wenig so selbstlose Naturen, in Zeiten der Insurrektion kaum noch eine.“ Der treue Schreiber Sweth bekennt in seiner Lebensgeschichte: „Solange Herzensgüte, Frömmigkeit, Untertanentreue, Vaterlandsliebe, uneigennütziges Handeln und heldenmütiges Dulden ihre Geltung unter Menz-



schen nicht verlieren, wird der Name Andreas Hofer mit Bewunderung und Liebe genannt werden."

Am 8. Januar 1823 holten mehrere Offiziere eines Tiroler Jägerregiments die Gebeine Andreas Hofers aus dem Grabe zu Mantua. Sie brachten sie zuerst nach Bozen und dann nach Innsbruck, wo am 21. Februar die feierliche Beisetzung in der Hofkirche stattfand. Kaiser Maximilian ließ Andreas Hofer am 5. Mai 1834 in Innsbruck ein marmornes Denkmal errichten.

Andreas Hofers Nachkommen dienten im österreichischen Heere. Ein Enkel des Sandwirts, Joseph v. Hofer, fiel 1848 als Leutnant bei Goito; sein Bruder Johann, Kadett, wurde hier sehr schwer verwundet, für tot gehalten und im Rapport als tot gemeldet. Feldmarschall Radetzky, der beide Brüder für gefallen hielt, schrieb in seinem Armeebefehl: „Nie wird diese Familie entarten.“ Johann v. Hofer, von seinen Wunden genesen, wurde gefangengehalten. Auf Zureden des italienischen Kommandanten, zu den Bersaglieri überzutreten, antwortete er: „Ein Hofer kann nur dem Hause Oesterreich dienen.“ Der jüngste Enkel Andreas Hofers, Ferdinand v. Hofer, fiel 1859 bei Magenta. Der letzte Nachkomme des Freiheitshelden, Leopold Edler v. Hofer, lebt im Alter von sechzig Jahren in Wien. Mit ihm erlischt der Mannesstamm der Familie.



# Ein Salzberg

Von D. Gronen

• **E**ines der merkwürdigsten Naturspiele ist der Salzberg von Cardona in Spanien. Da er inmitten einer unwirthlichen Gegend nördlich von Lerida, zwischen Barcelona und Seo de Urgel, liegt, die im Winter eisig und im Sommer glühend heiß ist, wird er nur sehr selten besucht. Bis auf vierzig Kilometer Entfernung führt die Eisenbahn an den Salzberg heran; dann muß der Reisende sich einer „Tartana“ bedienen, einer Art langen zweirädrigen Gefährtes, das von vier oder fünf Mauleseln gezogen wird. Allmählich verschwindet das bebaute Land, der Boden wird härter und steiniger, und sechs Stunden lang wird man gehörig durchgerüttelt. Dazu kommt, daß die wiegende Bewegung des Gefährtes eine Art Seekrankheit hervorrufft. Endlich wird Cardona erreicht. Auf dem Gipfel eines steilen Berges steht die alte Zitadelle. Einige Soldaten mit Sandalen an den Füßen ziehen teilnahmslos auf Wache. Ein merkwürdig weiß aussehender, anscheinend gefrorener Strom liegt am Fuße des Felsens; es ist aber weder gefrorenes Wasser noch Schnee, sondern Salz. Das rüttelnde Gefährt windet sich einen schmalen Bergpfad hinan. Die Landschaft wird immer seltsamer. Stellenweise ist der Boden mit tiefen Löchern bedeckt, dann wieder mit blasenähnlichen Gebilden; man sieht keine Spur von Pflanzenwuchs, alles ist eine öde Wüste. In allen Richtungen bedecken weißliche Platten, deren Zahl ständig zunimmt, den Boden. Nach einer Wegbiegung befindet man sich plötzlich einer großen, glänzenden Masse gegenüber. Es scheint ein Gletscher zu sein, mit seinen scharf geschnittenen Rändern, den hellgrünen, durchsichtigen Stellen, den bläulichen Schatten und fast senkrechten



Schluchten. Beim Näherkommen verstärkt sich die Täuschung; es sieht aus, als ob die ganze gewaltige Masse mit Raufrost aus kleinen fleckenlosen Kristallen bedeckt sei. Ein kleiner, tiefblauer See liegt still und ruhig inmitten dieses blendenden Weißes. Sein Wasser ist salzhaltig. Überall ist Salz; man steht vor dem Salzberg.

Während man sonst das Steinsalz in unterirdischen Schichten findet, ist es hier in Cardona aus der Erde hervorgezogen. Dieses außerordentliche Naturwunder ist zweifellos durch eine antediluvianische Überschwemmung erzeugt, zu einer Zeit, als der Ozean mit seinen Wellen noch an die Pyrenäen schlug. Der Salzberg soll fünfhundert Millionen Tonnen Salz enthalten, so daß Deutschland bei einem jährlichen Verbrauch von etwa anderthalb Millionen Tonnen mehr als drei Jahrhunderte davon zehren könnte. Deshalb ist seine teilweise Ausbeute mit einem Jahresertrag von vierzigtausend Franken kaum zu merken. Große Matten werden herausgeschnitten und von Maschinen zerrieben. Auch der Regen schmilzt das Salz nicht und schneidet nur seltene Rinnen in seine Seiten. Bei Gewittern aber löst sich gelegentlich ein Stück ab und rollt herunter. Das Salz zieht den Blitz an, und es sieht prächtig aus, wenn der Strahl über den Himmel zuckt und auf den funkenprühenden Berg herniederfährt. Die vom Blitz abgesprengten Blöcke verbinden sich später wieder mit den Seiten des Berges, so daß seine geschlossene Masse dieselbe bleibt. Einen unerbittlichen Feind besitzt der Koloss jedoch; kleine, über den Berg verstreute Löcher, Affenlöcher genannt. Aus jedem kommt ein ganz kleiner Wasserlauf, der anfangs unschädlich zu sein scheint. Allmählich aber bohren sich diese kleinen Quellen durch

die ganze Dicke des Berges und graben lange Tunnel, deren Besuch aber gefährlich ist, da in Folge des Zerstörungswerkes fortwährend Salzrutsche in den engen Kanälen vorkommen. Salzblöcke von fünfzig bis hundert Kilogramm können sich einzig schon in Folge der Erschütterung durch die menschliche Stimme von der Decke lösen und den Besucher zermalmen. Dringt man an sicheren Stellen in das Innere, so erblickt man Stalaktiten aus Salz in blendender Weiße von den Decken hängen; die Wassertropfen funkeln gleich Diamanten im Kerzenlicht. Möglich zieht der Führer den Beschauer zurück und lenkt die Aufmerksamkeit auf einen schwachen Ton ähnlich dem beim Ausdrücken eines Schwammes, der dem Ohre kaum bemerkbar ist, aber doch vor einem nahe bevorstehenden Salzrutsch warnt. Der Salzberg von Cardona ist Privateigentum und wird von mehreren prächtig uniformierten Wächtern bewacht. Die Abgelegenheit des Berges ist sein einziger Schutz; wäre er leicht zugänglich, so stände seine Zerstörung nahe bevor; die Industrie würde sich seiner bemächtigen und ihn in großem Maßstab ausbeuten.





# Die erste Begegnung mit Russen

Von Anton Straschimiroff

Genehmigte Übersetzung aus dem Bulgarischen von Roda Roda

Das Städtchen Dobritsch, von Bulgaren bewohnt, liegt in der südlichen Dobrudscha — auf jenem Boden, den Rumänien 1913 den Bulgaren entriß.

Am 5. September 1916 wurde Dobritsch durch betäubendes Artilleriefeuer aus dem Schlaf geweckt; die Fläche hinter dem Marktplatz dampfte von Granaten.

Schon nachts vorher war eine unserer Brigaden in die Stadt gerückt und hatte sich in den Weingärten verborgen. Von Osten wieder nahte eine russische Infanteriedivision mit kosakischen Reitern.

Als sie erst da waren, die Russen, gingen die Rumänen zum Angriff vor. Sie glaubten, nur die Festungsbesatzung von Warna gegen sich zu haben — wie damals bei Validja —, darum schonten sie das Städtchen einstweilen: mit den russischen Massen würden sie es ohnehin leicht nehmen.

Die Unseren wieder ahnten nicht einmal die mächtige Gefahr. Sie hatten bisher die Walachen mit peitschenden Salven vor sich hergejagt, mit lauten Salven und ebenso lautem Schimpf — an der Küste geht's ohne Schimpfreden nun einmal nicht ab —, und von Zeit zu Zeit hatten sie sich erhoben, um stehend zu schießen.

Gegen zehn Uhr vormittags sperreten die feindlichen Schützenketten die Heide hinter der Ackerbauschule, und an der Straße drohte wie eine schneidige Sichel das Kosakenregiment.

Die Bürger von Dobritsch sahen das Unwetter hangen und erbebten. Die Gassen füllten sich mit Greisen, Frauen, Kindern. Greise und Frauen blickten

nach Osten aus und schlugen das Kreuz. Sie schlugen nur das Kreuz — keiner schnürte das Bündel, keiner dachte an Flucht; die Menge war noch trunken von ihrer Befreiung.

Die Reitercharen auf der Heide wuchsen wie ein bewegtes Phantom und umfingen bald den rechten Flügel unserer Waruaer.

Jesus, Maria! Vom Ruffendenkmal kommen Kosakenpatrouillen; sie tragen Stangen mit Strohgarben darauf, um das Städtchen in Brand zu stecken; die Leute am Rand von Dobritsch schreien auf vor Schreck.

Doch gleichzeitig rührt sich vom Sattel beim Südbahnhof eine dünne Linie und spreizt sich bald wie ein Drache.

Da tost ein Freudenschrei durch die entsetzte Stadt: „Die Bulgaren!“ — „Es kommt Hilfe!“

Das vierte Bataillon aus Braza. Die Kompanien rennen vom Südbahnhof herab durch die Gassen des Städtchens, Hals über Kopf nach Osten; sie haben ihre Ranzen abgeworfen, sie laufen keuchend mit blanken Gewehren.

Das wahnsinnige Entzücken gestern im befreiten Dobritsch — nun hat es umgeschlagen in überlebensgroße Angst. Männer und Weiber bekreuzigen sich, weinen und — einer nach dem anderen, alle schleppen Wasser herbei, in unmöglichen, eilig ergriffenen Gefäßen — schleppen Wasser herbei, um es vor den Füßen der Soldaten auszugießen.

Sie gießen Wasser aus und wollen damit sagen: „Euer Weg sei glatt und eben wie ein Teich.“

Die Soldaten im Angesicht von Kampf und Tod — sollen sie lachen oder sich ärgern über dies kindische Volk? Dann begreifen sie die Größe einer Symbolik, die



ihnen die Seelentiefen ihrer tausend Brüder und Schwestern enthüllt, und sind ergriffen — ihre Wangen brennen, ihre Augen blitzen.

Vom Ostrand der Stadt sprengt auf einem Schimmel der Kommandant des Bataillons herbei, ein Oberstleutnant, Rußschußer Kind, und schildert seinen Kompanien den Feind:

„Jungens,“ ruft er, „ihr habt das Volk weinen sehen; unsere Sache ist gerecht. Vorwärts, Bulgaren! Gott mit uns!“

Und die Soldaten, des Glaubens voll, schwärmen aus ins Blachfeld. Die bedrängten Warnaer empfangen sie mit gewaltigem Hurra. Die Kosakenpatrouillen flattern davon wie aufgeschreckte Raben von ihrem Näs. Sie weichen, die Kosaken, sammeln sich dichter und eröffnen das Feuer; nicht etwa auf die bulgarischen Soldaten; o nein; auf die Bürger, auf die Stadt.

Höchst seltsam. Was ging da vor? Die Soldaten verstanden es gar nicht. Sie waren durch eine jammernde Menge von Greisen, Frauen, Kindern marschirt, vom Volk gesegnet, zu sterben bereit. Die Kosaken aber streuten ihre Salven auf dies Volk. Warum? Weil ganz Dobritsch hinter den Wragaer Schützen dreinlief — da hielten die Kosaken den wimmelnden Volkshaufen für Verstärkungen: die Kutscher mit ihren Droschken — die Fuhrleute auf ihren Karren — wer ein Pferd hatte, zu Pferde — alles eilte den Truppen zu Hilfe, alles war am Werk. Man muß doch den Feind aus dem Vaterland vertreiben — wer könnte müßig zusehen mit verschränkten Armen?

Die Kosaken streuten ihre Salven auf die Stadt, die schwarz von Menschen war. Die Wragaer, des

russischen Feuers ungeachtet, fluteten immer zahlreicher und riefen einander zu: „Sie sammeln sich.“ — „Wenn sie nur unsere Bajonette abwarten.“ — „Was wird das für eine Strecke werden!“

Indes hatte sich die Menschenmenge im Gefecht verteilt. Kinder mit Patronenpäckchen tauchten in der Schwarmlinie auf und wurden zermalmt und getötet. Man brachte die verwundeten Soldaten auf Kutschen und Karren weg, und wenn die Pferde im Feuer fielen, spannten sich Frauen vor. Die Mädchen liefen an die Geschütze, umwickelten die erhitzten Mündungen mit nassen Tüchern und gossen Wasser darauf — sie hatten es in Kupfergeschirren herbeigetragen, auf Schulterjochen, als gelte es, einen Brand zu löschen. Die Türkinnen sogar und die Tatarinnen warfen die Kopftücher ab, rannten in die Feuerlinie, in den Schützengraben und neigten die gesprungenen Lippen der Sterbenden mit Melonenscheiben.

Endlich besannen sich die Kosaken. Ihr Oberst nahm die aufgelösten Schwadronen zusammen und führte sie zur Urtacke gegen die Bulgaren — gegen die Brazaer, deren Linien mit Weibern und halbwüchsigen Jungen durchsetzt waren.

Das war eine Minute, kurz und bang. Das kosakische Wetter wuchs ungeheuer, eine Wolke von Lanzen. Die Brazaer erschrakten und kräuselten ein heiseres, beklommenes Hurra. Die Kosaken kamen galoppiert; doch sie schmolzen auch in unserem Feuer. Die Brazaer hatten sich gefaßt, entzündet, sie vergaßen Taktik und Flankierungen — sie rasten sich in einem Schnellfeuer aus und überschrien es noch, das Höllengeknatter, mit dem Hurra ihrer balkanischen Mut, daß der Donner Reißaus in die unermessliche Steppe nahm.



Im nächsten Augenblick wälzte sich der Kosakenoberst an der Spitze seiner Scharen samt dem Pferd auf dem Boden. Die kosakische Wolke zerstob, von irgendwo her stürmte eine neue bulgarische Kompanie — und die Kosaken schwanden gen Norden, das Feld mit Roß und Reitern besäend.

Das siegreiche Bataillon schritt aus, um nun den entblößten linken Flügel der russischen Schwarmlinie zu umfassen.

Da stellte sich aber unseren Soldaten aufrecht ein Mann entgegen, der unter seinem gefallenem Pferd hervorgekrochen war. Er konnte nicht lange stehen, war offenbar verwundet; fiel ins Knie, gestützt auf sein totes Pferd, und begrüßte unsere Schützen lauthin wie bei der Parade, auf russisch:

„Grüß Gott, ihr Braven! Ihr schlagt euch prachtvoll!“

Die Brazaer hielten unwillkürlich. Vor ihnen auf einem Knie der Kosakenoberst; bärtig, mit strahlendem Gesicht, ohne Kappe — und er hatte sie begrüßt.

„Vorwärts!“ scholl die rauhe Stimme des Zugführers.

„Laßt ihn liegen!“ riefen auch andere Soldaten. „Er lobt uns noch, der Hund!“ So haderten sie und zogen weiter; die Augen verfolgten den fliehenden Feind.

Dem Obersten schwellen die Halsadern. Er schloß die Lider. Nie hatte er eine ärgere Beleidigung erlebt, dieser russische Offizier, kaisertreu, ergraut in Kriegen. Er streckte sich auf seinem toten Pferd aus und blieb teilnahmslos liegen — teilnahmslos für Himmel und Erde.

So fanden ihn unsere Krankenträger, so trafen ihn

die Ärzte. Er sah niemand an und sagte kein Wort. Nicht einmal „danke“, das die Russen doch stets im Mund führen. Und es behandelten ihn doch Ärzte, die in Rußland studiert hatten, und eine Schwester von russischer Abstammung pflegte ihn, die russisch mit ihm sprach. Er blieb taub und stumm.

Endlich, als man ihm das Bein abschnitt, weil der Knochen zerschmettert war, benutzte er einen Augenblick, wo sie allein waren, und winkte die Schwester heran: „Kann ich eine Postkarte haben?“ — Wiederum ohne die Schwester anzusehen.

Die Schwester fuhr freudig auf, überhäufte ihn mit zarten Worten und brachte ihm sofort alles Nötige zum Schreiben. Erst jetzt würdigte der rohe Kosak sie eines Blickes und murmelte: „Wie gut Sie sind!“

Dann spähte er um und um, als suche er noch jemand, und fügte hinzu: „Und was für treffliche Ärzte ihr habt . . .“

Zuletzt faltete sich sein Antlitz wieder, er zog bissig die Lippen auf und knurrte: „Aber im Krieg, da seid ihr Heiden, meiner Seel.“





# Die Verstaatlichung der Elektrizitätsversorgung

Von Dr. El. Heiß

**D**ie Zusammenfassung der Erzeugung in Großbetrieben ist wohl in keinem Gewerbebezweige so weit vorgeschritten wie im elektrischen. Die beiden Berliner Riesenbetriebe, die Siemens-Schuckert-Werke und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft — AEG. — beschäftigen zusammen mehr Arbeiter als alle übrigen Fabriken dieses Geschäftszweiges.

Wenn von der Verstaatlichung der Elektrizitätsversorgung gesprochen wird, denkt niemand an die Verstaatlichung der Fabrikbetriebe, in welchen die mannigfaltigen Erzeugnisse des elektrotechnischen Gewerbes hergestellt werden. Man versteht darunter ausschließlich die Verstaatlichung der Elektrizitätswerke, die für die Beleuchtung der Städte, für die Versorgung von Landwirtschafts-, Handels- und Gewerbetätigkeit mit Licht und Arbeitskraft die jeweils nötige elektrische Kraft erzeugen.

Nachdem die Reichsleitung dem Gedanken näher getreten, daß die ungeheuren Kriegskosten nicht allein durch Steuern aufgebracht werden könnten, daß vielmehr dazu die Einführung staatlicher Monopole notwendig sei, dachte man auch an die Verstaatlichung der Elektrizitätsversorgung, um dem Reichshaushalt neue ergiebige Quellen für die Deckung des Staatsbedarfs zu erschließen. Zum ersten Male wurde dieser Gedanke in Verbindung mit der Reichsfinanzreform im Jahre 1907 in der Presse behandelt. Damals scheiterten die Vorschläge an dem Widerstand der mittel- und süddeutschen Staaten, insbesondere Bayerns und Sachsens. Auch heute bezwecken die Vorschläge, die Elektrizitäts-

versorgung zu verstaatlichen, weniger die Erzielung von neuen Staatseinnahmen als die Verbesserung des gegenwärtigen unbefriedigenden Zustandes der Elektrizitätsversorgung. Nachdem im elektrotechnischen Warenerzeugungsgewerbe der Großbetrieb überall gesiegt hatte, ging er dazu über, die Abnehmer seiner eigenen Erzeugnisse mit Geld zu versorgen. Er übernahm so viele Aktien von städtischen und anderen Straßenbahnen, Elektrizitätswerken und anderen Einrichtungen, daß er entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung erhielt. Auch in kleineren und mittleren Städten wurde für die Straßenbahnen statt des Pferdebetriebes der elektrische eingeführt; auch solche Plätze wurden mit einem Elektrizitätswerk beglückt, wo die Versorgung eines größeren Gebietes mit elektrischer Kraft von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus überhaupt nur möglich war. Die Großbetriebe bezweckten damit, dauernd durch Vertrag gebundene Abnehmer für ihre Erzeugung zu gewinnen. Der Wettbewerb wurde so ausgeschlossen und einer möglichen Verbilligung von Strom und Waren vorgebeugt. Zur Erreichung dieser Zwecke errichteten die Großunternehmungen Tochtergesellschaften. Bei der Gründung solcher Werke und auch der gemischtwirtschaftlicher Unternehmungen, an denen privates Kapital neben dem der Gemeinden beteiligt ist, behielten sich die Riesengesellschaften meist ein Materiallieferungs- und Einrichtungsmonopol vor. Auf die Vorstellungen der elektrotechnischen Spezialfabriken und der Richtmeister — Installateure — erließen fast sämtliche deutsche Bundesstaaten Verordnungen, um diese Monopole möglichst einzuschränken. Ihre häufige Wiederholung und Verschärfung zeigt am besten, daß sie gegenüber der Übermacht des Großkapitals in der Regel



wirkungslos blieben. Es muß allerdings als Verdienst der großen Gesellschaften anerkannt werden, daß durch ihre planmäßigen Gründungen die Einführung der Elektrizität in unser Wirtschaftsleben stark gefördert und beschleunigt wurde.

Das Ergebnis dieser eifrigen Gründungstätigkeit ist der gegenwärtige Zustand der Elektrizitätsversorgung. Kennzeichnend dafür sind nach der Ansicht aller Sachverständigen die große Zersplitterung und der Mangel an Einheitlichkeit. Die Zahl der Elektrizitätswerke vermehrte sich von 1175 im Jahre 1905 auf 4040 im Jahre 1913. Die Zahl der von ihnen versorgten Ortschaften stieg von 2000 auf 12 650, ihr Gesamtanschlußwert in tausend Kilowatt — KW — von 650 auf 3730. Die Maschinenleistung der öffentlichen Werke vermehrte sich von 520 auf 2000 KW; jene der Einzelanlagen von drei Millionen auf acht Millionen KW. Die Einzelanlagen gaben 1905 drei Milliarden, die öffentlichen Elektrizitätswerke vierhundertachtzig Millionen Kilowattstunden — KWst — nutzbar ab; 1913 dagegen zehn Milliarden und 2,8 Milliarden KWst. Nach Berechnungen von Dr. Thierbach könnte von nur zwei Prozent aller öffentlichen Elektrizitätswerke mindestens so viel Maschinenleistung noch abgegeben werden, als alle übrigen Elektrizitätswerke erzeugen, wenn die kleinen zersplitterten Werke beseitigt würden. Von 1903 bis 1913 entstanden 2294 kleine Werke, wodurch rund hundert Millionen Mark Kapital vergeudet wurde. Außerdem hätten jährlich durch Zusammenfassung 3,88 Millionen Mark Betriebsausgaben erspart werden können, wenn der Bau kleiner Werke unterblieben wäre.

Anfänge zur staatlichen Regelung der Elektrizitäts-

versorgung sind in zahlreichen Bundesstaaten bereits vorhanden, namentlich in Verbindung mit der Bewirtschaftung der Wasserkräfte. In Bayern werden die Wasserkräfte des Walchensees staatlich ausgebaut und sollen durch ein gemischtwirtschaftliches Unternehmen — das Bayernwerk — über das ganze Land verteilt werden; in Baden geht der Staat mit dem Ausbau der Murgwasserkräfte ähnlich vor. In beiden Fällen will sich der Staat auf die Erzeugung der elektrischen Kraft beschränken, die Verteilung aber privaten Gesellschaften und Gemeindewerken überlassen. Zur Ausnutzung der Wasserkräfte wurde in Preußen ein Netz von staatlichen Elektrizitätswerken geschaffen, das vom Main bis zur Nordsee reicht. Es wird durch Dampfkkräfte ergänzt, zu deren Gewinnung man die sonst nicht abbauwürdigen Kohlen des Deistergebirges verwendet. Ferner schrieb Preußen vor, daß neuerrichtete Überlandwerke ihre Versorgungsgebiete voneinander abzugrenzen haben. Im Wege der Aufsicht will der Staat hier bei Genehmigung von neuen Überlandwerken, bei der Verleihung des Entzignungsrechtes und bei der Genehmigung von Schuldaufnahmen für die Gemeinde- und Körperschaftswerke dafür sorgen, daß der bisherigen Planlosigkeit bei der Errichtung neuer Werke ein Ende gemacht wird, die sich beim freien Wettbewerb der Gesellschaften untereinander ergeben hatte. Am weitesten in der Vereinheitlichung und Zusammenfassung der Elektrizitätsversorgung ging der sächsische Staat mit seiner Vorlage vom 12. März 1916. Das Ministerium des Innern versagte dem Verband der in Gemeindebesitz befindlichen Elektrizitätswerke Sachsens die Genehmigung zur Errichtung von zwei Großkraftwerken für die gemeinsame Versorgung seiner Mitglieder und nahm die einheitliche



Versorgung des Landes mit elektrischer Kraft als Staatsaufgabe in die Hand. Zur Erwerbung des Elektrizitätswerkes Hirschfelde und zur Vorbereitung der weiteren Ausführung seiner Pläne ließ sich der Staat zwanzig Millionen Mark bewilligen. Zunächst will er die Elektrizitätserzeugung in die Hand nehmen, ohne sich grundsätzlich darüber zu entscheiden, ob er sich auch an der Verteilung der Elektrizität beteiligen wird. Die Absicht, aus der Elektrizitätsversorgung neue Einnahmen für den Staat zu schaffen, besteht nach der ausdrücklichen Erklärung der Regierung nicht. Auch das Recht der einzelnen Unternehmungen zur Errichtung eigener Werke soll unangetastet bleiben. Es soll unter dem Finanzministerium eine „Direktion der staatlichen Elektrizitätswerke“ errichtet und ihr ein „Landeselektrizitätsrat“ beigegeben werden, der aus Vertretern der Großindustrie und der technischen Wissenschaft gebildet werden soll; seine Aufgabe wird es sein, gute Beziehungen zu den Verbrauchern herzustellen und auch bei der Festsetzung der Kleintarife mitzuwirken.

In neuester Zeit traten auch die großen Elektrizitätsgesellschaften, insbesondere Beamte der AEG, mit Plänen für die Verstaatlichung der Erzeugung elektrischer Kraft im großen ein. Ein vorläufiger Entwurf Dr. Siegels wurde inzwischen durch einen weiter ausgearbeiteten des Direktors der AEG, Professor G. Klingenberg überholt. Dieser Entwurf rechnet für Preußen mit fünfundzwanzig bis dreißig Großkraftwerken, neunhundert Millionen Mark Anlagekapital, einer jährlichen Gesamtproduktion von hundert Milliarden KWst und kommt so zu einem Reingewinn von einundvierzig Millionen Mark, der aber erst nach Erzielung der vollen Leistungsfähigkeit, nach zehn Jahren, erreicht werden soll.

Oberingenieur Büggeln arbeitete in Anlehnung an die Vorschläge Klingenberg's einen Entwurf für die Vereinheitlichung und Zusammenfassung der Elektrizitätsversorgung Württembergs aus. Klingenberg begründet die Ausführbarkeit seines Vorschlags mit der wirtschaftlichen Überlegenheit großer Dampfmaschinen und Gruppen von solchen gegenüber kleinen Maschinen, die von anderen Sachverständigen, so von Professor Dr. Kollmann, nur mit starken Einschränkungen zugegeben wird. Kollmann bestreitet auch die Betriebssicherheit dieser Großkraftwerke und hält ihre Reserven nicht für ausreichend. Emil Schiff macht gegen den Vorschlag geltend, daß bei der Beschränkung des Staates auf die Erzeugung elektrischer Kraft im großen die Wirtschaftlichkeit sehr unsicher sei. Der Staat wäre nämlich mit seinen Werken auf den sogenannten Zuwachs- und Spitzenbedarf der bestehenden Werke angewiesen. Er könnte nur den durch Erweiterung der Kundschaft bestehender Werke vermehrten Bedarf und den höheren Bedarf für seine Werke gewinnen, der regelmäßig in den Abendstunden, wenn alle Lampen angezündet sind, eintritt. Es müßten, um die Wirtschaftlichkeit der Fernkraftwerke zu sichern, zahlreiche bestehende unwirtschaftliche Werke stillgelegt und der Bau neuer Werke verhindert werden. Dazu wären aber weitere große Geldmittel notwendig.

Ebenso bestritt Dr. Voigt in seinem vor der Vereinigung der Elektrizitätswerke gehaltenen Vortrag die Wirtschaftlichkeit des Klingenberg'schen Entwurfs und führte weiter aus, daß die Tarifffrage für die von Klingenberg vorgeschlagene Trennung der Elektrizitätserzeugung und -verteilung unüberwindliche Schwierigkeiten biete. Die für die großen Elektrizitätswerke so



überaus wichtigen Großabnehmer, bei deren Gewinnung es auf einen halben Pfennig mehr oder weniger für die KWst ankomme, könnten nicht gewonnen werden, wenn das den Vertrag abschließende Werk nicht auch den Erzeugungspreis festsetzen könne. Dr. Voigt entwickelte seinerseits den Plan von Nahkraftwerken; er trat für den Ausbau der bestehenden großen Elektrizitätswerke ein, die durch neue Bauten zu ergänzen und miteinander zu verbinden wären. Er nimmt an, daß auf diese Weise ein großer Teil der Kosten für die 100 000-Voltleitungen und Stromumwandlungswerke, die nach dem Klingenbergischen Entwurf notwendig sind, erspart werden könne. N. Hochström glaubt, daß das Reich durch ein Reichselektrizitätsmonopol für die Stromerzeugung und -verteilung nach einer zehnjährigen Übergangszeit im Jahre 1926 eine Einnahme von vierhundertneundreißig Millionen Mark erzielen könne. Auf die ihm von Sachverständigen nachgewiesenen Ungenauigkeiten seiner Zahlen möchten wir keinen zu großen Wert legen, da irgend zuverlässige Anhaltspunkte für die Ertragsfähigkeit eines solchen Reichsmonopols überhaupt nicht vorhanden sind. Indes dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß bei zweckmäßiger Durchführung ein solches Monopol hohe Erträge bringen könnte. Nach Einführung der Kohlensteuer durch das Reich ist es übrigens wenig wahrscheinlich, daß man auf ein Elektrizitätsmonopol zurückgreift. Dagegen dürften in nicht allzulanger Zeit in den einzelnen Bundesstaaten weitergehende Maßnahmen zur staatlichen Regelung der Elektrizitätsversorgung getroffen werden, um ähnlich wie in Sachsen größere Wirtschaftlichkeit und Einheitlichkeit zu erzielen.

Die Frage ist noch zu stellen, ob der Staat nur die

Krafterzeugung oder auch die Verteilung übernehmen soll. Für die Beschränkung des Staates auf die Krafterzeugung spricht die Tatsache, daß die Elektrizitätswerke eine Haupteinnahmequelle der Gemeinden und Gemeindeverbände — Kreise und Provinzen — geworden sind, und daß ihre Leistungsfähigkeit durch den Krieg sehr stark belastet wurde; es wurde deshalb von den Gemeinden und ihren Vertretern eingewendet, daß es sie sehr schwer treffen würde, wenn sie diese Einnahmequelle dem Staat überlassen müßten. Für eine Übertragung der gesamten Elektrizitätsversorgung an den Staat spricht die Tatsache, daß die Tarifffrage nur dann befriedigend geregelt und eine fortschrittliche Verwaltung durchgeführt werden kann, wenn der Erzeuger der elektrischen Kraft auch ihre Verteilung vornimmt. Dann könnte der Staat durch öffentliche Ausschreibungen große, regelmäßig wiederkehrende Aufträge im freien Wettbewerb vergeben. Die elektrischen Anlagen würden auf diese Weise verbilligt, und es könnte auch die Kraft an die Verbraucher wohlfeiler geliefert werden. Die elektrotechnischen Spezialfabriken kämen dann auch zu ihrem Rechte. Ferner könnte der Staat Gebiete mit schwach entwickeltem Gewerbesleiß durch Vorzugstarife zu heben suchen, weil die Aufwendungen dafür ja durch erhöhte Steuerleistungen wieder wett gemacht würden. Insbesondere könnte er aber auch die Einführung der Elektrizität in den landwirtschaftlichen Betrieb fördern. Auch bei der wiederholt gestreiften Frage, Reichsmonopol oder Monopol der Einzelstaaten, sprechen wichtige Gründe für beide obenangeführte Regelungen. Das Reich könnte die Vereinheitlichung am vollkommensten durchführen und die größte Wirtschaftlichkeit erzielen. Auf der anderen Seite spricht aber der Umstand dagegen, daß das Reich



ein Bundesstaat ist, und daß die kleinen und mittleren Staaten ähnlich wie bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen ihre Zustimmung wohl niemals geben würden, weil sie dadurch ihre wirtschaftliche Selbständigkeit bedroht sähen.

Der Staat wird auf dem Gebiete der Elektrizitätswirtschaft in nächster Zeit schwierige und große Aufgaben zu lösen haben, durch die Wohl und Wehe der gesamten erwerbstätigen Bevölkerung beeinflusst werden. Jeder Staatsbürger und alle Angehörigen von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe werden also zu ihrem eigensten Besten diesen Fragen ihre Aufmerksamkeit zuwenden müssen.



# Der Weltkrieg

## Zweihundvierzigstes Kapitel

Mit 9 Bildern

Der Durchbruch an der russischen Nordfront hatte den Deutschen den erstrebten neuen Zugang zur Ostsee gebracht. Seine Benützung gestaltete sich aber insofern schwierig, als sie durch die Russen vereitelt werden konnte, die die Meeresstraße nach dem bedeutenden Handelshafen von Riga durch die russische Inselgruppe von *Ösel*, *Moön*, *Dagö*, *Rund* und *Worms* beherrschten; wie ein Kiegel liegen diese Inseln vor dem Rigaischen Meerbusen. In der richtigen Erkenntnis der großen strategischen und wirtschaftlichen Bedeutung dieser Inseln waren von den Russen mit Hilfe der Engländer starke Befestigungen angelegt worden. Der russischen Flotte und den russischen Luftstreitkräften bot sich hier für ihre gegen den deutschen Handel und die deutsche Schifffahrt gerichteten Unternehmungen ein ausgezeichnete Stützpunkt, dessen Besitz zugleich die Sicherheit des nahegelegenen Finnischen Meerbusens mit der Seebefestigung Kronstadt und der Hauptstadt Petersburg verbürgte.

Die Eroberung dieser Inselgruppe, die mit der am 12. Oktober erfolgten Landung deutscher Seestreitkräfte auf *Ösel* einsetzte, hat somit eine marine strategische Position allerersten Ranges in deutschen Besitz gebracht und die deutsche Herrschaft in der Ostsee endgültig gesichert. Die Tätigkeit der im Finnischen Meerbusen eingeschlossenen russischen Flotte ist damit völlig lahmgelegt; ihr Auslaufen kann von den Deutschen jederzeit beobachtet und verhindert werden. Weiterhin aber wurde durch den Erfolg der deutschen Operationen dem ostwärts von Riga vordringenden Landheer eine starke Rücken-





Phot. Urbahn, Kiel.

Vizeadmiral Erhard Schmidt.

deckung an seiner Nordflanke geboten. Reval und Petersburg waren nunmehr sowohl von der Land- als auch von der Seeseite her bedroht. Die Stadt Reval und der Kriegshafen Kronstadt wurden von der Zivilbevölkerung geräumt, und auch in Petersburg trafen die Ämter und Schulen Vorbereitungen, die Stadt zu



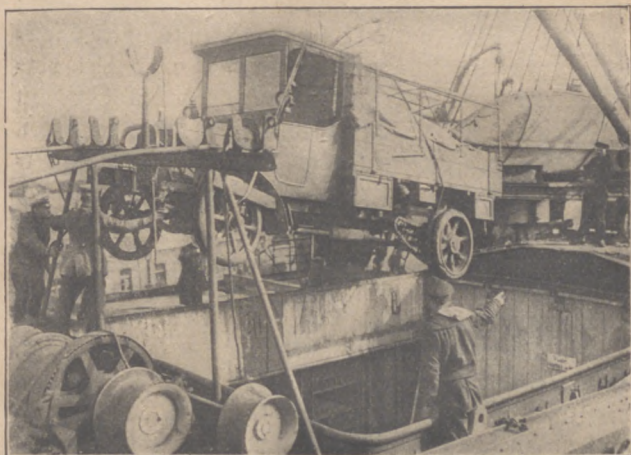
Phot. Wufa.

#### Einschiffung der Mannschaften des Expeditionskorps.

verlassen. Das ideale Zusammenwirken der See- und Landstreitkräfte trug die deutsche Sache im Osten wieder ein gutes Stück vorwärts. „Sagen Sie der Ostseeflotte, daß die Stunde der Prüfung gekommen ist.“ In dieser furchtzitternden Mahnung des Diktators Kerenski j an den Oberbefehlshaber der Nordfrontarmeen spricht sich am deutlichsten aus, welche Gefühle die leitenden Männer Rußlands bei der Nachricht von dem geglückten deutschen Unternehmen beherrschten.



Von den Schwierigkeiten, die der deutschen Flottenunternehmung entgegenstanden, kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß es darauf ankam, eine recht beträchtliche Truppenmenge aller Waffengattungen mit großem Troß, ohne daß der Feind davon etwas erfuhr, zusammenzustellen und über See zu trans-



Das Verladen der Bagage.

portieren. Das Reichsmarineamt hatte über die Technik des Transports allerdings Erfahrungen aus der chinesischen Expedition vom Jahre 1900, die sich freilich abspielte zu einer Zeit, als die deutsche Transportflotte keinerlei feindliche Begegnungen zu fürchten brauchte, vielmehr in den unterwegs angelaufenen Häfen alle nur möglichen Förderungen erfuhr. Diesmal galt es, in feindliches Seegebiet vorzustößen, das von gegnerischen Minenfeldern, Tauchbooten und Vorpostenschiffen wimmelte, und das im weiteren Sinne die Operationsbasis

der russischen Flotte mit ihren nicht zu unterschätzenden Machtmitteln darstellte. Strategisch war die Aufgabe der deutschen Flotte sehr einfach; es galt die Batterien der erwähnten Inseln niederzukämpfen, Truppen zu landen und damit den empfindsamen linken Flügel an der russischen Front vor Umgehungen zu sichern. Tatsächlich erforderten die Verhältnisse ein zeitraubendes Säubern des Rigaischen Meerbusens von Minen unter Sicherung durch leichte Seestreitkräfte, die nach Art vorzudringender Kavallerie die Bewegungen des Gros zu verschleiern hatten. Da das Gros nur zum geringeren Teil aus Kampfeinheiten, zum größeren aber aus schwerfälligen Transportdampfern bestand, war die Flotte in ihren Bewegungen stark behindert, zumal da die Fahrwasserverhältnisse eine sehr sorgfältige Navigierung erforderten. Dem kühnen Einsetzen der leichten Kreuzer und Torpedoboote und der glänzenden Leitung der ganzen Flotte durch ihren Führer, Vizeadmiral Schmidt, gelang es durch einen rasch ausgeführten Handstreich, die Insel Dsel zu besetzen und hier eine Brückenkopfstellung zu schaffen. Um diese zu bekämpfen, mußten die russisch-englischen Batterien in Tätigkeit treten. Durch ihr Mündungsfeuer wurde dem weit zurückliegenden deutschen Geschwader ihre Stellung verraten; unter konzentrisches Feuer genommen, waren die Batterien in drei Stunden außer Gefecht gesetzt.

Die russische Flotte beteiligte sich nur sehr wenig. Ihre Einheiten verkrochen sich ostwärts in den Moonfund und wurden, nachdem deutsche Schiffe um Dsel südwärts vorgeedrungen waren, von diesen und von den auf Dsel gelandeten Batterien unter Feuer genommen. In dem Gefecht wurde das russische Linienschiff „Slawa“ in Brand geschossen und auf Strand gesetzt. Ein großes



Torpedoboot ging dem Feind gleichfalls verloren. Ob die gesamte russische Flotte in Reval oder in Kronstadt zusammengezogen wurde, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls bleibt nach der Besetzung der Rigaer Inseln ihr Operationsgebiet auf den Finnischen Meerbusen be-



Ausschiffen von Truppen vor Insel.

Phot. Wisa.

chränkt, und die Ostsee ist somit durch Deutschlands Willen zu einem mare clausum geworden.

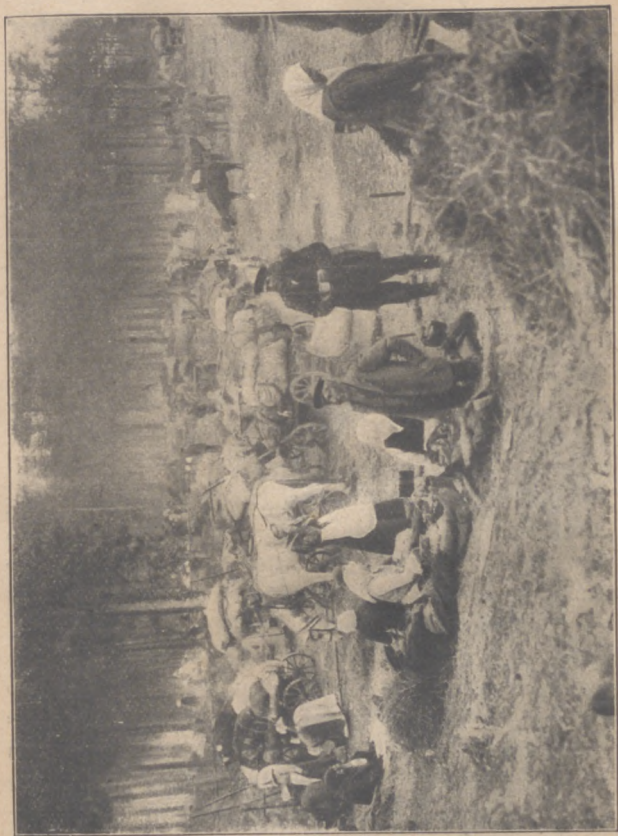
Mittlerweile ist durch deutsche Schiffsgeschütze auch die estnische Westküste vom Feinde gesäubert und der linke Flügel der gewaltigen Ostfront so gesichert und beweglich geworden, daß von hier aus noch mancherlei geschehen kann, was russische Kräfte bindet, denn durch die Besitznahme des Rigaer Meerbusens sind 500 Kilometer russische Front neu geschaffen worden, die, Gewehr

bei Fuß, nicht wissen, ob und wo ihnen ein Keil eingetrieben wird.

Ösel, die größte der eroberten Inseln, ist 2618 Quadratkilometer groß und hat 65 000 meist estnische Einwohner. Die Hauptstadt Arensburg — in Friedenszeiten ein gern aufgesuchtes Bad — zählt 5000 Einwohner. Neben der strategischen und politischen Bedeutung der Eroberung fällt auch ihr wirtschaftlicher Wert ins Gewicht. Die Insel ist zum größten Teil sehr fruchtbar. Außer landwirtschaftlichen Erzeugnissen, Getreide, Kartoffeln und Obst gedeiht hier auch eine vorzügliche, ausdauernde Pferderasse, und die Molkereiprodukte von Ösel sind in den russischen Ostseeländern ihrer Güte wegen geschätzt. Die ältere Geschichte der Insel Ösel erzählt von Krieg, Raub und Massenmord. Die estnischen Bewohner, die sich im sechsten Jahrhundert n. Chr. auf Ösel und Dagö niederließen, waren als verwegene Ostseepiraten weithin gefürchtet. Normannische Seefahrer suchten die Inseln häufig auf; die Bevölkerung im Westen und Süden der Insel Ösel trägt heute noch die unverkennbaren Merkmale der Blutmischung mit den normannischen Gästen an sich. Seit dem zehnten Jahrhundert ist auch eine starke skandinavische Einwanderung nachweisbar; auf sie ist das altertümliche Schwedisch zurückzuführen, das auf der ganzen Inselgruppe gesprochen wird. Die trüben Erfahrungen früherer Jahrhunderte haben die estnischen Bewohner Ösels bis in die letzte Zeit hinein nicht vor dem Irrtum bewahren können, daß England ihnen die Erfüllung ihrer nationalen Zukunftshoffnungen bringen würde. Die Phrasen britischer Spekulanten hatten es ihnen angetan. Viele Inselbewohner hatten auf den Köder der „völkerbefreienden Demokratie des Westens“



angebissen. Zu ihrem Verhängnis. Denn England hatte nicht so bald die einem Raubzug günstige Lage auf Insel



Phot. Ginta.

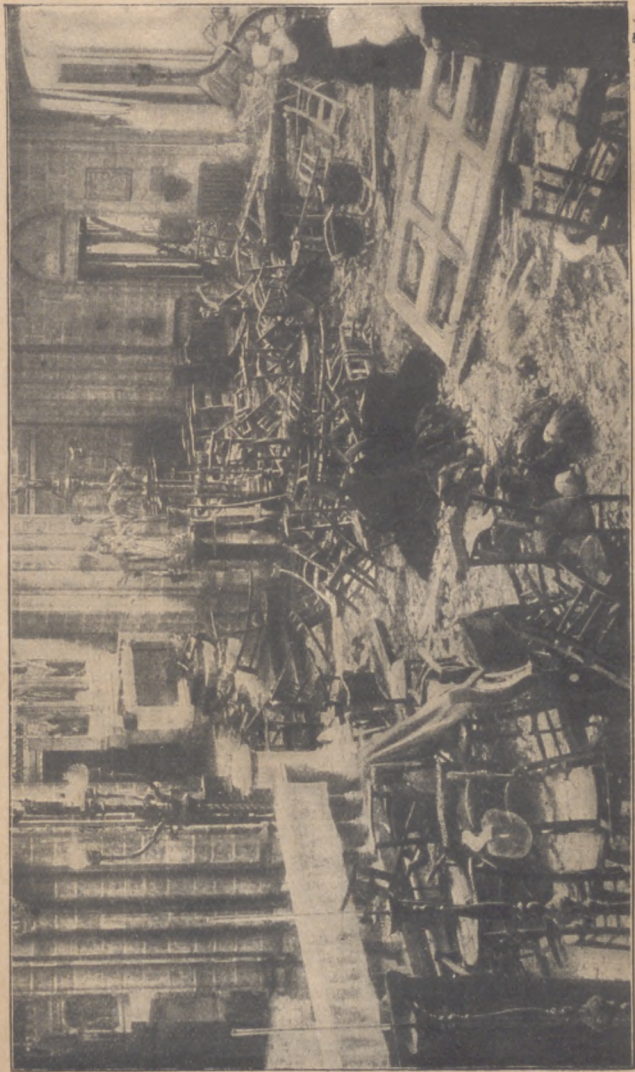
Russische Flüchtlinge in den Wäldern von Riga.

ausgewittert, als es auch schon daran ging, nach altbewährtem Systeme die verirrten Sympathien der Inselaner für seine Geschäftszwecke auszunutzen. In der

Umgebung von Arcsburg, der Hauptstadt Helsingfors, wurden durch englische Agenten massenhaft Güter angekauft, an den Küsten von Helsingfors und Dagö englische Unternehmungen ins Leben gerufen, und ein geschäftiges Hin und Her zwischen London und der estnischen Inselgruppe ließ darauf schließen, daß England die festesten Absichten hatte, sich hier, am Eingange zum Rigaischen und Finnischen Meerbusen, häuslich niederzulassen, ein neues Gibraltar aufzurichten. Die Fäden der Unterhandlungen liefen in der Hand des ränkevollen englischen Botschafters Buchanan zusammen, der von Reval aus die britischen Mächenschaften leitete.

Nun hat das überraschende Vordringen der deutschen Land- und Seestreitkräfte dem auf diese bekannte Art für die „Freiheit der Völker“ kämpfenden Albion einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Helsingforsländer werden sich wieder daran erinnern müssen, daß es Deutsche waren, die ihren Vorrätern die Segnungen der Zivilisation vermittelten. Wie denn die ganze Inselgruppe in ihrer Kultur, Religiosität und Sprache vom Deutschtum zehrt. Auch die kleine Insel Runö, deren Bewohner — kaum dreihundert an Zahl — sich bisher der Hauptsache nach als Robben- und Fischlieferanten für Riga betätigten, verdankten ihre Einbeziehung in den abendländischen Kulturkreis der deutschen Seeschifffahrt. Kaufleute aus Bremen, die zu Anfang des zwölften Jahrhunderts tief in die Ostsee verschlagen worden waren, hatten sie entdeckt und fortan bewirtschaftet. Schon der Name Runö = Runeninsel erinnert an altgermanische Beziehungen. Die Bewohner, blonde, stämmige Leute schwedischer Herkunft, leben fast von aller Welt abgeschlossen. Für Rückständigkeitsidyllen bietet die deutsche Ordnung allerdings keinen Raum mehr. Und





Phot. Bille.

Die von der englischen Flotte beschossene Kathedrale von Ostende.

auch die deutsche Heeresleitung hat ihre Operationen, wie man sieht, nicht von der Vereisung der Rigaer Bucht abhängig gemacht. Sie setzte dies erste großzügige deutsche Landungsunternehmen im Weltkrieg gerade deshalb noch vor Eintritt des Winters ins Werk, um dem angegriffenen Gegner ein Entkommen über die sonst zugefrorene Meeresfläche unmöglich zu machen. Und sie verfolgt, wie die mittlerweile geglückte Landung an der estnischen Küste zeigt, auch weiterhin ihren strategischen Plan mit unbeirrbarer Sicherheit.

Von der Größe des errungenen Erfolgs gaben die Beutezahlen des deutschen Kriegsberichts Kunde. Bis zum 23. Oktober wurden auf den eroberten Inseln 20 130 Gefangene eingebracht; 100 Geschütze — darunter 47 schwere Schiffsgeschütze —, eine Anzahl Revolverkanonen, 150 Maschinengewehre und Minenwerfer, über 1200 Fahrzeuge; gegen 2000 Pferde, 30 Kraftwagen, 10 Flugzeuge, drei Staatsklassen mit 365 000 Rubeln und große Vorräte von Verpflegungsmitteln und Kriegsgerät fielen den Siegern zu.

In den englischen Berichten von der *f l a n d r i s c h e n F r o n t* nimmt die „schlechte Witterung“ einen immer breiteren Raum ein. Mit dem Herannahen des Winters verringert sich für die Engländer in der Tat die Möglichkeit großer Angriffe im Spornbogen. Was sie aber im Laufe des Sommers und Herbstes durch ungeheuren Einsatz von Menschenleben und artilleristischem Material an Geländegewinn erzielten, erreicht nicht einmal den Umfang des Gebiets, das die Deutschen ihnen hier im Frühjahr 1915 entrissen. Durch Verkürzung ihrer Angriffsfront auf 10 Kilometer versuchten sie am 12. Oktober zwischen den Straßen Langemark—Houthoulst und Zonnebeker—Morslede einen Entschei-



dungsstoß zu führen: die eiserne Mauer der deutschen Flandernkämpfer hielt stand. Im Trichtergelände nördlich Poelcapelle und bei Passchendaele erkaufte der Feind mit ungewöhnlich hohen Opfern einen Geländegewinn von je 500 Metern, der aber zum Teil wieder ausgeglichen wurde. Mit kurzen Unterbrechungen tobte die im Juni begonnene „Übermaterialschlacht um die Stützpunkte des deutschen U=Boot=Krieges fort, ohne den Engländern zu einem wirklichen Fortschritt zu verhelfen. Marschall Haig schildert zwar in seinen Heeresberichten die Lage an der Flandernfront als für die Engländer überaus günstig, ja er spricht sogar von dem „größten Siege seit der Marneschlacht“; aber seine Siege sind in der nüchternen Wirklichkeit Niederlagen, denn seine Angriffe haben ihren eigentlichen Zweck — den Durchbruch — nicht erreicht. „Siegen“ die Engländer in diesem Zeitmaß weiter, dann haben sie bis zum nächsten Sommer ihre Linien zwar etwas vorgeschoben, aber weder die Basis des deutschen U=Boot=Krieges erreicht, noch gar die deutsche Front erschüttert. „Durchkommen sie nicht! Eher verbluten sie!“ Mit diesem Kernwort haben die beiden führenden Männer der deutschen Front in Flandern, General Sirtov. Armin und sein Generalstabschef v. Loßberg, den Stand der dritten Flandernschlacht Ende Oktober treffend gekennzeichnet.

Die Franzosen hatten im Laufe des Monats Oktober umfassende Vorbereitungen getroffen, sich an dem englischen Vorstoß zu beteiligen, und zwar hatten sie sich für die Durchführung dieses Vorhabens die vorspringende Ecke der deutschen Front bei Soissons ausgewählt. Vom 17. Oktober ab steigerte sich das

Trommelfeuer an der *Aisne* front zu unerhörter Stärke. Die Wirkung der feindlichen Gasgranaten war eine so außerordentliche, daß der gesamte *Milettegrund* drei Tage und drei Nächte lang von tödlichen Gasgiften erfüllt war. Während dieser ganzen Zeit konnten die heldenmütigen deutschen Kämpfer die Gasmaske kaum vom Gesicht nehmen. Als neues Kampfmittel traten auf französischer Seite zum ersten Male die sogenannten „*Stocks*“ in Tätigkeit, Luftdruckkanonen, die, in die Erde eingebaut, auf eine Entfernung von über 600 Metern dreißig bis fünfzig Schuß abfeuern. Nach stärkster Vergasung des rückwärtigen deutschen Geländes und einer alles Bisherige übersteigenden heftigen Beschießung, die die deutsche Abwehrzone in ein Trümmerfeld verwandelte, begann am Morgen des 23. Oktober der eigentliche französische Angriff am *Damenweg* nördlich *Soissons* auf einer Breite von 25 Kilometern. Erst beim zweiten Infanterieangriff kam der Gegner unter Einsatz zahlreicher Panzerwagen bis *Allemant* und *Chavignon* vorwärts, so daß die bis dahin zähe gehaltenen Stellungen zwischen den beiden Dörfern geräumt werden mußten. Am 25. Oktober zwang ein starker französischer Vorstoß in den *Milettegrund* die dort herangezogenen Vortruppen, auf das Nordufer des *Dise-Aisne-Kanals* zurückzugehen. Alle feindlichen Versuche, die Kanalniederung zu überschreiten, sind seither unter schwersten Opfern gescheitert. Ungefähr zur gleichen Zeit drangen auf dem *Dstufeder Maas* nieder-schlesische Bataillone in 1200 Meter Breite und 400 Meter Tiefe in den *Chaumewald* ein und hielten die eroberten Stellungen gegen mehrfache äußerst verlustreiche französische Gegenangriffe.





Phot. Bufe.

Flammenwerfer in Tätigkeit.

Auch die innerpolitische Lage in Frankreich hat sich nicht gebessert. Der frühere Ministerpräsident Ribot, Poincarés rechte Hand, ist vom Kabinett Painlevé endlich preisgegeben und durch den nicht weniger kriegsbegehrisch gesinnten Barthou ersetzt worden. Die Stellung des Ministeriums bleibt aber angesichts der immer unverhüllter hervortretenden Gegnerschaft der Sozialisten nach wie vor stark gefährdet. Solange freilich die Opposition nicht die Kraft hat, die führenden Männer zu veranlassen, ihr Programm der Wiederoberung Elsaß-Lothringens endgültig über Bord zu werfen, wird nur die harte Sprache der Kriegstatsachen die unverbesserlichen Großsprecher an der Seine zur Besinnung bringen können.

Während in Flandern, an der Aisne und vor Verdun Engländer und Franzosen in gewaltigen Massenangriffen vergeblich gegen einen Bruchteil der deutschen Armee anrennen, kommt vom italienischen Kriegsschauplatz die Kunde von einer wahrhaft großzügigen deutsch-österreichischen Offensive, von erhebenden Siegen über den treulosen einstigen Dreibundsgesährten. „Waffentreu traten gestern deutsche und österreichisch-ungarische Truppen Seite an Seite in den Kampf gegen den ehemaligen Verbündeten. In mehr als 30 Kilometer Breite nach kurzer starker Feuerwirkung zum Sturm antretend, durchbrachen oft bewährte Divisionen die italienische Isonzofront in den Becken von Flitsch und Tolmein.“ Mit diesen schlichten, markigen Sätzen leitet der deutsche Heeresbericht vom 25. Oktober eine neue Epoche der Geschichte des Weltkriegs ein. Zum erstenmal wird der italienische Kriegsschauplatz im Deutschen Tagesbericht erwähnt.





Der Monte S. Gabriele im Geschützfeuer.

Nachdem Italien in elf gewaltigen Schlachten mehr als 1600000 Mann verloren, nachdem es dreiundzwanzig Milliarden an Kriegskosten aufgewendet hat, genügten vier Tage, das

Kartenhaus der italienischen Eroberungspläne über den Haufen zu werfen. Die ganze Frucht der monatelangen feindlichen Kriegsarbeit am Isonzo wurde mit einem Schlage vernichtet. Der Angriff erfolgte zunächst an der Front vom Flitscher Becken bis zur Hochfläche von Bainsizza und war gegen denjenigen Teil der feindlichen Stellungen gerichtet, der am weitesten nach Nordosten vorsprang. Der Durchbruch bei Flitsch, Tolmein und Karfreit hatte die verbündeten Armeen in den Rücken der italienischen Isonzofront und diese dadurch zum Weichen gebracht. Schlag auf Schlag folgten die Siegesnachrichten. Schon am 25. Oktober — dreiundzwanzig Stunden nach Beginn des Angriffs bei Tolmein — fiel der 1641 Meter hohe, stark besetzte Gipfel des Monte Matajur durch das entschlossene Vorgehen des Leutnants Schnieber, der mit vier Kompanien des obereschlesischen 63. Infanterieregiments den starken italienischen Grenzpunkt stürmte. Gegen gewaltige italienische Kräfte erkämpften sich die siegreichen Verbündeten den Austritt in die Ebene. Am Abend des 27. Oktober drangen deutsche Truppen in das brennende Cividale, die erste Stadt der venezianischen Ebene, ein und brachten diesen stark befestigten Knotenpunkt der strategischen Eisenbahnlinie Italiens in ihren Besitz. Am Morgen des folgenden Tages hielten österreichisch-ungarische Truppen den Doppeladler auf der Burg von Görz. Der die Ebene von Görz beherrschende Monte Santo fiel nach dreitägiger Offensive wieder den stürmenden Truppen der Verbündeten zu, nachdem die Italiener zwei Monate lang mit dem schwer errungenen Besitz dieses „Schlüssels zum Wege nach Triest“ geprahlt und die erregten Volks-

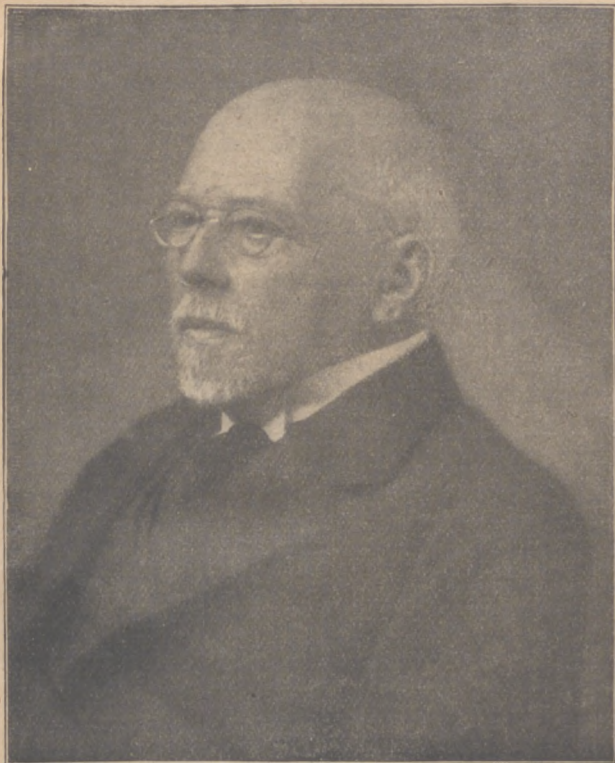


stimmen im Heimatlande damit notdürftig beschwichtigt hatten. Hunderttausend italienische Gefangene und eine Beute von siebenhundert Geschützen konnte der deutsche Kriegsbericht vom 28. Oktober feststellen. Die ganze italienische Isonzofront war unter den wuchtigen Schlägen der in der Armee des Generals Otto v. Below kämpfenden deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen innerhalb weniger Tage zusammengebrochen. Während die geschlagene zweite italienische Armee bis an die Piave zurückflutete und die dritte italienische Armee einen fluchtartigen Rückmarsch dorthin längs der adriatischen Küste antrat, war auch die italienische Front in Kärnten über den Plöckenpaß hinaus ins Wanken geraten.

Schlagartig vollzog sich der Vormarsch der Verbündeten in der venezianischen Tiefebene. Am 30. Oktober wurde Udine, der bisherige Sitz der italienischen obersten Heeresleitung, von den verbündeten Truppen der vierzehnten Armee genommen; Treviso, Vicenza und Venedig wurden von der Bevölkerung geräumt.

Der verhängnisvolle Verlauf der zwölften Isonzofschlacht übte auch auf die innerpolitischen Verhältnisse Italiens eine katastrophale Wirkung aus. Cadornas Niederlage zog den schmachvollen Zusammenbruch der Regierung Boselli-Sonnino nach sich. Mit überwältigender Mehrheit verweigerte die italienische Kammer am 25. Oktober dem Kabinett das Vertrauen und erzwang in dieser ernstesten Stunde den Rücktritt Bosellis und seines Stabes. Die friedensfreundliche Partei Giolittis, heute die stärkste im italienischen Parlament, erlangte nach drei

Jahren erzwungenen Schweigens die Oberhand. Den  
kriegsheizerischen Reden der Sonnino und Bissol-



Phot. Stempfen, Augsburg.

Graf Hertling,  
der neue Deutsche Reichskanzler.

lati aber antwortet als Echo das unheimliche Grollen  
des erwachenden Volkes.

Geschützt durch die eiserne Mauer unserer Heere ent-  
wickelt sich unter ganz anderen Verhältnissen die



Kanzlerkrise. Der Rücktritt des Reichskanzlers Dr. Michaelis und die daran sich knüpfenden Änderungen in den höchsten Reichsämtern zeigen, wie weit man im angeblich „absolutistisch regierten“ Deutschland davon entfernt ist, über den ausgesprochenen Mehrheitswillen der Volksvertretung — bei aller Würdigung des Minoritätstandpunktes — zur Tagesordnung überzugehen. Auf's glänzendste hatte sich ja kurz vorher diese innere Geschlossenheit in den Massenzeichnungen auf die siebente Kriegsanleihe erwiesen, deren Endergebnis von zwölf einhalb Milliarden eindringliche Kunde gibt von dem unerschütterlichen, einigen Willen des deutschen Volkes.



## Mannigfaltiges

**Die Kraft der Schlangen.** — Über die Gefährlichkeit der giftlosen Riesenschlangen und ihre Fähigkeit, große Tiere zu verschlingen, sind immer noch sehr übertriebene Vorstellungen im Schwange. Brehm trat in seinem bekannten Werk dieser Vorstellung, die ihren Ursprung vielfach in abenteuerlichen Reisebeschreibungen haben mögen, entgegen, indem er einen Truthahn ungefähr als das größte Tier bezeichnet, das eine Riesenschlange zu bewältigen vermag. Aber auch die Fähigkeit der Schlangen, andere Tiere im Akt der Notwehr zu umzingeln und zu erdrücken, scheint im allgemeinen nicht eben groß zu sein. Vor drei Jahren, schreibt ein Reisender, hatte ich Gelegenheit, während des Aufenthaltes an einer abgelegenen Stelle der brasilianischen Küste die Folgen eines Zusammentreffens zwischen einer Riesenschlange und einem kleinen Hunde von der Größe eines mäßigen Spitzes zu sehen, die meinen ohnehin nicht sehr bedeutenden Vorstellungen von der Kraft der giftlosen Schlangen einen gewaltigen Stoß versetzen sollte. Während unsere Schiffsmannschaft am Strande badete, wurden einige Leute auf ein langanhaltendes Gekläff eines Hundes aufmerksam; als sie dem Gebelle nachgingen, trafen sie im nahen Dickicht auf einen kleinen Steppenhund, der bei ihrer Annäherung von einer großen Schlange abließ und sich hinkend seitwärts in die Büsche verzog. Die ausgestreckt daliegende Schlange, die etwas mehr als drei Meter lang sein mochte, lebte noch, sie krümmte und wand sich, war aber augenscheinlich nicht mehr in der Lage zu entfliehen. Nachdem ihr mit einigen Steinwürfen völlig der Garaus gemacht worden, fanden die Leute, daß der Hund der Schlange den Kopf nahezu zermalmt hatte. Jedenfalls hatte der Hund seinen Gegner bei Beginn des Kampfes klugerweise sofort bei dem Kopf gepackt und ihn so verhindert, ihn zu umzingeln. Immerhin bleibt der Ausgang dieses Kampfes erstaunlich, da er allen landläufigen Anschauungen über die Fähigkeit der Schlangen, ihre Opfer in blitzähnlicher Geschwindigkeit zu umschlingen, zuwiderläuft. Die Schlange wurde abgehäutet und das schön gezeichnete Fell mit an Bord gebracht. Es fand sich, daß sie eine frisch verschluckte Ratte im Leibe hatte;



vielleicht war auch diese letzte Mahlzeit an der auffallenden Unbeholfenheit des Tieres schuld gewesen. W. Bs.

**Ein tirolischer Freiheitsheld.** — Gleichzeitig mit dem edlen Oberkommandanten von Tirol, Andreas Hofer, wurde auch Peter Mayr, Wirt in der Mahr, ergriffen und nach Bozen abgeführt, wo die Franzosen wieder als Herren saßen. Peter Mayr führte als einer der tapfersten Tiroler den letzten Widerstand gegen die fremden Zwingherren. Wegen seiner Ehrenhaftigkeit und um der vielen unmündigen Kinder willen wünschte die ganze Bevölkerung, daß er am Leben bleiben möge. Seine Frau, gesegneten Leibes, reiste nach Bozen, um alles zur Freisprechung aufzubieten. Peter Mayr war indes schon zum Tod verurteilt; er hatte das ihm zur Last gelegte Verbrechen eingestanden. Die Frau des französischen Oberbefehlshabers Grafen Baraguay d'Hilliers brachte es bei ihrem Gemahl dahin, daß man das Urteil unter dem Vorwand einiger Formfehler zurückzog. Der Rechtsbeistand, ein Bozener Advokat Knoll von Dornhof, der sich sogar ohne Weisheit einer Gerichtsperson mit dem Angeklagten besprechen durfte, riet ihm, daß er beim Verhör den unerweisbaren, aber entscheidenden Umstand leugnen sollte, den vizeköniglichen Erlaß vom 12. Novembr 1809 gelesen oder seinen Inhalt gewußt zu haben. In diesem Schriftstück war das Tragen von Waffen bei Todesstrafe verboten worden. Die mit dem Advokaten bei ihrem Mann weilende Frau bat ihn mit Tränen, diesen Rat zu befolgen, um sich zu retten. Der ehrenhafte Peter Mayr erklärte standhaft: „Ich will mein Leben durch keine Lüge erhalten.“

Am 19. Januar blieb er vor dem erneuten Kriegsgericht bei seinem ersten Geständnis und wurde zum Tode durch Erschießen verurteilt. Mit männlicher Fassung schritt auch der Wirt in der Mahr, am gleichen Tage wie Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, auf den Richtplatz. Das Kreuzifix, das er auf dem Wege in der Hand trug, gab er vor dem Abfeuern der Gewehre dem Priester, damit es von keiner Kugel verletzt werde. So starb auch Peter Mayr furchtlos als echter Märtyrer der Wahrheit und Freiheit. P. Dorn.

**Chinesische Vorstellungen von Europa.** — In seiner „Libet-  
reise“ wurde Albert Tafel in den Tälern des Fen ho in der  
Nähe der Hauptstadt von ganzen Scharen der Bevölkerung  
angestaunt, die noch nie einen Fremden gesehen haben wollten.  
„Zittrige Alte ließen sich in meine Nähe führen, sie mußten vor  
ihrem Ende doch mit eigenen Augen so einen vielgeschmähten  
,Überseer‘ gesehen haben. Ein alter Tschü jen, ein Lizentiat,  
machte den Sprecher. Erst belehrte er die Umstehenden, daß es  
dahinten irgendwo im Westen ein großes England — da ing  
guo —, ein großes Deutschland — da de guo — und ein großes  
Frankreich — da fa guo — gäbe; dann wollte er von mir über  
die Heimat der Mohammedaner belehrt werden. Am wissens-  
wertesten aber war ihm und seinen Jüngern ohne Zweifel, wo  
das Land der Zwerge liege, und vor allem das große Land,  
in dem die Menschen an Stelle des Bauches ein großes Loch  
haben, durch das man eine Stange stecken kann, und wo man  
so die Reichen und die Beamten herumträgt. Enttäuscht zogen  
die meisten wieder ab, als ich erklärte, dieses Land nicht zu  
kennen. „Der will weit unter dem Himmel herumgekommen  
sein, will ein Geograph sein, von den Menschen mit dem Loch  
im Leib aber hat er noch nichts gehört, oder er lügt und hat  
selbst eines.“

M. Se.

**„Verdienen“.** — Bezeichnend für unsere erbittertsten Feinde,  
Franzosen und Engländer, ist es, wie sie das edle Wort „verdienen“  
in ihrer Sprache auslegen. Der Franzose gebraucht für „verdienen“  
überhaupt „mériter“ nicht mehr im alltäglichen Verkehr,  
er sagt: gagner la vie: das Leben gewinnen. Zeigt dies schon  
eine unedle Form, so wächst die sich beim Engländer zur voll-  
kommenen Gemütsroheit aus. Bei ihm heißt das Wort „ver-  
dienen“ to make money (Geld machen). Wie diese Kultur-  
kämpfer das verstehen, beweist augenscheinlich ihre grausame  
Unterdrückung der Buren, Inder, Irländer in Sonderheit. Daß  
diese „Geldmacher“ ihre Hilfsvölker, und nicht nur die Farbigen,  
sondern auch Kanadier, Australier, sowie die Irländer und  
Schotten, immer als erste Sturmwellen bei den mörderischsten  
Angriffen verwenden, wie unsere Heeresberichte melden, ent-



spricht daher lediglich der den Engländern angeborenen, allen weicheren Regungen völlig fremden Gemütsverfassung. Daß sie auch noch heucheln, sie kämpften für die Freiheit der unterdrückten Völker, macht das Bild der Makemoneymänner vollständig.

Horst Bobemer.

**Schlittenfahrten ohne Schnee.** — Ohne Schnee- und Winterwetter können wir uns keine Benutzung des Schlittens vor-



Schenschlitten in Funchal auf Madeira.

stellen. Und doch sind auf Madeira Schlitten das Hauptbeförderungsmittel dieser südlichen Insel. Forster berichtete in seiner „Reise um die Welt“: „Räderfuhrwerk kennt man hier gar nicht. In der Stadt gibt es eine Art Schleifen oder Schlitten, die aus zwei durch Querbölzer verbundenen Brettern bestehen, welche vorn einen spitzen Winkel bilden.“ Und noch in unseren Tagen ist es dort nicht anders geworden. In seinem Reisetagebuch „Kreuz und quer auf Madeira und den Kanarischen Inseln“ spricht auch Stenzel von der Überraschung, die man beim An-

blick des landesüblichen Fuhrwerks empfindet. Außer dem von zwei Ochsen gezogenen Ochsen Schlitten, dessen Zugtiere von einem voranschreitenden Jungen durch aufmunternde laute ständig vorwärts gelockt werden, verwendet man als Beförderungsmittel noch kleine, zweifitzige Schlitten, die für gewisse, steil abfallende Wege bestimmt sind. Diese Fahrzeuge werden von ein bis zwei Männern gelenkt, die auf diesen Schlitten mit großem Geschick zu Tal fahren. Ermöglicht wird diese Art des Verkehrs durch die sehr glatten, runden Steinchen, mit denen fast alle Straßen gepflastert sind, über die die Rufen leicht hinweggleiten. Unbequem geht es sich auf diesen Wegen mit unseren starksohligen Schuhen. Die Einheimischen tragen nachgiebige Fußbekleidung aus gegerbtem Ziegenfell, und es ist auch sehr ratsam, nur in solchem Schuhwerk über das „polierte Pflaster“ zu schreiten.

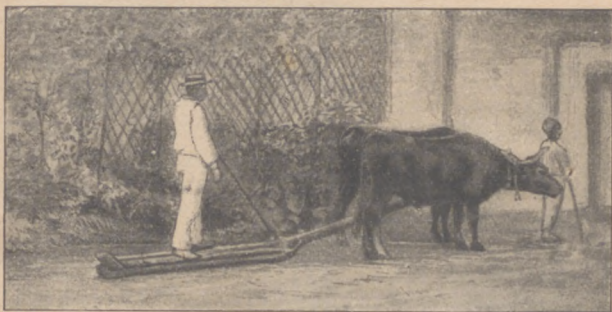
Zu jeder Jahreszeit verwendet man Schlitten auch in Nordrußland und Finnland. Geeigneter Waldboden, moosige Erde, wegeloße Heide legen den sommerlichen Gebrauch nahe. Die Leichen werden dort auch zur Sommerszeit auf Schlitten zum Grabe geleitet. Das war einst in ganz Rußland Sitte. Die moskowitzischen Fürsten und Vornehmen hielten noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts daran fest. Als besondere Ehrung kann es auch in unserer Zeit noch vorkommen, daß man jemand zu Grabe schlittet, auch wenn die Sommerhitze noch so heiß herniederbrennt. So meldete eine in Kiew erscheinende historische Zeitschrift, daß in einem Flecken Podoliens mitten im Juli ein alter, reicher Bauer von sechs Ochsen auf dem Schlitten zu Grabe gezogen worden sei, und daß dies dort als Auszeichnung gelte. Auch bei den Wotjaken, Syrjänen und Tscheremissen soll der Brauch sich noch erhalten haben.

Die Auffassung, daß die Beförderung eines Verstorbenen auf dem Schlitten besonders feierlich und ehrwürdig ist, erklärt sich daraus, daß der Schlitten dem Wagen einst voranging, daß er das ältere, ursprünglichere Gerät ist.

Schlittenartige Geräte, sogenannte „Schleifen“, dienten übrigens auch bei uns lange der Warenbeförderung, und zwar



zu jeder Jahreszeit, und die niedrige „Fuhrmannschleife“ gehörte lange zum Straßenbild. J. Stolle in seiner Schrift über „Das neue Leipzig“ bezeichnete noch in neuerer Zeit die „verwünschten Schleifen als eine Marter der Pferde“. In Rotterdam wurden noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Waren vom Schiffe zum Lager „gesleopt“ auf Gestellen, die in der Hauptsache aus Schlittenkufen bestanden. Damit bei trockenem Wetter die Sache nicht allzu schwierig vor



Lastschlitten in Madeira.

sich ging, legte man vorn ein leckes Fäßchen auf, aus dem eine Flüssigkeit ständig auf das Pflaster träufelte. Zur Erleichterung des Vorwärtkommens dienten übrigens seit alters auch Rollhölzer, die den Schleifen untergelegt wurden.

Auch Feuerspritzen und Löschkufen, die immer mit Wasser gefüllt an besonderen Plätzen standen, waren auf Schleifen befestigt. In Augsburg schaffte man im Jahre 1518 eine auf Rädern fahrbare Feuerspritze an. Die auf Schleifen befindlichen Wasserkufen waren bis kurz vor dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts in größeren Städten noch nicht außer Gebrauch gesetzt. Große, aus Kupfer getriebene Kufen solcher Art finden sich im Germanischen Museum zu Nürnberg.

In einigen ländlichen Gegenden kann man heute noch bei uns die Beobachtung machen, daß Geräten, wie Egge und Pflug,

die verhältnismäßig selten vom Orte zu bewegen sind, statt der kostspieligeren Räder Schleifen untergesetzt werden. Sehr einfache Schlittenartige Gefesse schlug man von jeher im Gebirge aus jungen Stämmen zusammen, um Heu oder Holz darauf abzufahren. „Sie sollen im Wald auch keine Schlaipfen schlagen“, heißt es mit Beziehung darauf in einer alten Tiroler Rechtsquelle.

Urkümlichste Schleifen findet man bei den Indianern: zwei starke, noch belaubte Äste werden zu beiden Seiten eines Pferdes befestigt. Das auf dem Boden schleifende dicke Zweigwerk nimmt die Ladung auf und dient auch dem Lenker des Pferdes als Sitz.

R. M.

**Ein eigenartiger Gnadenbeweis.** — Allgemeine Gnaden-erlasse regierender Fürsten aus Anlaß ihres Regierungsantritts, der Geburt von Prinzen oder wie sie jetzt während des Krieges vielfach erfolgt sind, beschränken sich seit langer Zeit auf die Niederschlagung gerichtlicher Strafen bis zu gewissen Grenzen. Früher kamen hier und da auch noch andere Arten dieser Gnadenbeweise vor. So ließ um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Herzog von Anhalt durch das Staatsministerium bekanntgeben: „Seine Hoheit der ältestregierende Herzog haben aus Veranlassung ihrer neulichen ersten Anwesenheit in Köthen gnädigst zu genehmigen geruht, daß sämtliche von hiesigen Einwohnern bis heute versetzten Betten, Kleidungsstücke und Hausgeräthschaften bis zum Betrage von fünf Talern auf Rechnung der Staatskasse eingelöst werden. Die Einwohner können diese Pfänder daher unentgeltlich aus dem Verfaße zurücknehmen, haben ihre Pfandscheine jedoch zuvor mit einem Stempel versehen zu lassen.“

P. H.

**Alles hat seine Zeit.** — Eine Schauspielerin, die sich nicht an den Gedanken gewöhnen mochte, daß Jugend und Schönheit vergängliche Güter sind, besaß längst nicht mehr die jugendlichen Reize, die für die Darstellerin von Kleists „Räthchen von Heilbronn“ unerlässlich sind. Es war noch zu jener Zeit, da es herkömmlich war, daß die Theaterleute das Anrecht auf einen eigenen Abend hatten, ihren Ehrentag in der Spielzeit, das



längst verschwindende Benefiz. Jener Spielabend stand der alternden Schauspielerin bevor, und da für diesen ereignisvollen Tag überall die Wahl des Stückes und der Rolle freistand, erbat sie zum Schrecken des Direktors und zum Ergötzen der Kollegen das von ihr heißersehnte „Räthchen von Heilbronn“. Der immerhin beliebte Name der Künstlerin brachte ein volles Haus, und die Zuschauer ließen das überreife Räthchen über sich ergehen und spendeten gutgelaunt einen Achtungsbeifall; auch an Blumen und Kränzen fehlte es nicht. Die Künstlerin war selig und blickte ihren Direktor in der Pause triumphierend an. Nach dem Schlußakt wurde der Glücklichen ein großer Lorbeerkrantz auf die Bühne gereicht. Entzückt und beglückt verneigte sie sich dankbar vor so viel Anerkennung und, wie sie glaubte, verdientem Beifall. Leider fand sich aber auf der Atlaschleife des Kranzes eine Widmung, die ihr alle Täuschungen jäh zerstörte. Sie lautete:

„Was war doch dein naives Räthchen  
Vor zwanzig Jahren für ein Mädchen.  
Heut ist es leider, liebe Lina,  
Nur eine reife Katharina.

Doch niemand will das Glück dir wehren:

Denn hohes Alter soll man ehren.“ M. Schu.

**Pumpnickel.** — Das so genannte Brot soll zu seinem Namen durch einen Franzosen gekommen sein, der es mit den Worten: „C'est bon pour Nickel“ — „das ist gut für Nickel“, nämlich für sein Nickel genanntes Pferd — verächtlich machen wollte. Begründeter als diese volkstümliche Erklärung ist die Ableitung von dem lateinischen bonum paniculum, das ist: gutes Brötchen; so wurde 1540 amtlich — man schrieb damals bei den Behörden lateinisch — das Brot genannt, das der Rat der Stadt Osnabrück während der Hungersnot jenes Jahres zur Speisung der ärmeren Einwohner verteilen ließ. Es war aus geschrotetem, die Kleie enthaltendem Roggen gebacken. Die lateinische Bezeichnung wurde im Munde des Volkes zu bon panicol, Bompnickel, Pumpnickel. Noch heute heißt in Osnabrück ein Turm der alten Stadtbefestigung Pernickel-

turm; in ihm soll die Verteilung des Brotes an die Armen stattgefunden haben.

P. S.

**Ein königlicher Abgang.** — Am dreiundzwanzigsten März 1849 wurde die Schlacht von Novara geschlagen; in regelloser Flucht, aller Manneszucht und jeglichen Gehorsams ledig, hatte sich das geschlagene piemontesische Heer in die Stadt zurückgezogen, um die Bürger, deren Befreiung von der Fremdherrschaft angeblich ihre heiligste Pflicht war, auszuplündern und zu brandschatzen. Während im Stadttinnern Zügellosigkeit und Meuterei sich sogar dazu verstiegen, den eigenen König, der ihnen auf einem Ritt durch die Straßen Einhalt gebieten wollte, mit Fäusten und Flintenschüssen zu bedrohen, bezog das siegreiche österreichische Heer außerhalb der Wälle seine Nachtquartiere. Der Kommandant des vierten Korps, Feldmarschalleutnant Graf Thurn, hatte für sich und seinen Stab ein kleines Bauernhaus belegt, in dem er mit seinen Offizieren vor dem Regen geschützt saß. Gegen elf Uhr hörte man Pferdegetrab und das Rollen eines leichten Wagens, der bald darauf vor dem Hause hielt. Der diensthabende Stabsdragoner meldete die Ankunft eines Herrn, den ein Unteroffizier geleitete. Der Fremde lasse den Herrn Korpskommandanten um eine Unterredung bitten. Graf Thurn befahl, den Besuch vorzulassen; ein großer hagerer Mann trat ein. Graf Thurn schien einen Augenblick betroffen durch die große Ähnlichkeit des Fremden mit einer hervorragenden italienischen Persönlichkeit; er war jedoch seiner Sache nicht völlig gewiß. Der Fremde grüßte in französischer Sprache und stellte sich als piemontesischer Reiteroberst außer Dienst Graf de Barge vor. Der Korpskommandant verneigte sich, trat mit dem Besucher ein wenig abseits und fragte: „Was verschafft mir die Ehre, Herr Graf?“

„Eine Reiseangelegenheit. Nach dem Zusammenbruch der Sache, der ich bisher diente, möchte ich mich auf meine Güter zurückziehen. Wir sind geschlagen, unsere Armee ist in Auflösung begriffen, es ist sogar offene Meuterei ausgebrochen, da bleibt einem redlichen Offizier nichts übrig, als sich zurückzuziehen.“

„Man hört Gewehrschüsse,“ bemerkte Graf Thurn.



„Ja, die Meuterer schießen sich mit den wenigen, treu gebliebenen Reiterabteilungen herum.“

„Das ist schlimm,“ bemerkte Graf Thurn. Den angeblichen Grafen de Barge scharfer ins Auge fassend, sagte er: „Das muß für König Karl Albert schmerzlich sein. Wie trägt er sein Mißgeschick?“

Ein leichtes Zucken ging durch die Mienen des Piemontesen: „Der König entsagte zugunsten seines Sohnes Viktor Emanuel, in dessen Namen bereits Unterhandlungen mit dem Marschall Radetzky eingeleitet worden sind, dem Thron.“

Graf Thurn nickte, als hätte er die Bestätigung einer selbstverständlichen Sache vernommen. „Was wird der unglückliche König nun tun?“

„Er gedenkt, sich auf seine Güter nach Nizza zu begeben; ich kam, Sie um einen Paß für ihn zu bitten.“

Aus Thurns Augen leuchtete ein Schimmer verborgenen Triumphes auf, als er erwiderte: „Der Paß soll sofort besorgt werden. Darf ich indes dem Herrn Grafen mit einer Tasse Kaffee aufwarten?“

Dankend nahm der Graf an; er setzte sich zu den Offizieren und leerte schweigend die ihm gereichte Tasse. Der Korpskommandant flüsterte mit einem der Offiziere, worauf dieser aus einer Pocktasche eine Schreibmappe und Feder samt Tinte zog, um nach dem halblauten Diktat Thurns einen Paß auszufertigen. Nachdem das Schriftstück abgeschlossen war, unterzeichnete es Graf Thurn und überreichte es dem Paßbewerber. Dieser überflog die wenigen Zeilen und als er sie auf den Namen eines Grafen Karl Albert de Barge lautend fand, dankte er dem Korpskommandanten mit einem warmen Blick und drückte ihm die Hand. Nach einer Verneigung gegen die Offiziere wandte er sich, von Thurn begleitet, zur Türe.

„Sire, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise!“ sagte der Korpskommandant noch, dann verließ Graf de Barge mit einem „Danke, gute Nacht!“ den Raum.

Graf Thurn stand eine Weile still und lauschte. Durch das unablässige Regengewitter hindurch vernahm man das Geräusch des sich entfernenden Wagens und den Hufschlag der

Pferde. Da trat Graf Thurn zu seinen Offizieren und sprach feierlich: „Meine Herren! Wir hatten König Karl Albert in unserer Mitte. Unter dem Namen eines Grafen de Barge entflieht er seinem Unglück und seiner meuternden Armee.“

Das geschah vor achtundsechzig Jahren. Welcher Abgang mag dem Urenkel dieses Mannes, der sich gegenwärtig als König von Italien im Kriege mit den Mittelmächten befindet, bestimmt sein?  
G. Valenti.

**Ein Wortspiel über Arras.** — Als die Franzosen ihre Kämpfe um die Grafschaft Artois begannen, schritten sie im Jahre 1640 auch zum Angriff und zur Belagerung der in dem jetzigen Weltkriege zu so blutiger Berühmtheit gelangten Stadt Arras, die damals noch unter österreichischer Herrschaft stand. Im Bewußtsein ihrer Unüberwindlichkeit, das freilich nicht vollberechtigt war, schrieben die Bewohner der Stadt an eines ihrer Tore die trohigen Worte: „Quand les Français prendront Arras, les souris mangeront les rats.“ (Wenn die Franzosen Arras nehmen, werden die Mäuse die Ratten fressen.) Das allerdings ziemlich lahme Wortspiel beruht auf dem Worte „rats“ und der letzten Silbe von „Arras“. Nach langen Mühen gelang dem Feinde die Einnahme der Stadt, aber trotzdem geschah es nach wie vor doch nicht, daß die Mäuse die Ratten fraßen. Die Schrift am Tor ließ der Sieger stehen; nur eine kleine Änderung wurde darin angebracht, man entfernte daraus den Buchstaben p, und die Schrift lautete nun: „Quand les Français rendront Arras, les souris . . .“ und so weiter; zu deutsch: „Wenn die Franzosen Arras wieder herausgeben . . .“ Im Jahre 1654 versuchten die Spanier die Stadt zu nehmen, aber ohne Erfolg, und tatsächlich blieb Arras bis zum Beginn des jetzigen Krieges französisch. Unter den Friedensforderungen der Franzosen steht obenan die Zurückgabe Elsaß-Lothringens. Welches Gesicht würden die gallischen Unruhefister machen, wenn Osterreich die Zurückgabe von Arras verlangen würde.  
H. Lee.

---

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
 Stephan Steinlein in Stuttgart,  
 in Osterreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien





## Gute Bücher für den Weihnachtstisch

### Für Knaben:

**Der Gute Kamerad.** Illustriertes Knaben-Jahrbuch. 31. Band. Ein 828 Seiten starker Quartband mit 570 Abbildungen und 17 Kunstbeilagen. Gebunden 12 Mark. — „Der Gute Kamerad“ kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich 2 Mark 40 Pf.

**Das Neue Universum.** 38. Band. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: „Häusliche Werkstatt“, 474 Seiten Text mit 380 Abbildungen und 13 Beilagen. Gebunden 8 Mark.

**Als Flüchtling um den halben Erdball.** Die abenteuerlichen Erlebnisse des Prijsenoffiziers E. M. S. „Emden“, Kapitänleutnant d. R. Julius Pauferbach. Von Reinhard Koehle. Mit einem Titelbild und 24 Textbildern von Franz Müller-Münster. Gebunden 5 Mark 25 Pf.

**Jürg Frey, der Wandervogel.** Eine Erzählung für Knaben. Von P. Grabein. Mit einem Titelbild und 24 Abbildungen im Text von Felix Schwormstadt. Gebunden 5 Mark 25 Pf.

**Das Gold vom Sacramento.** Eine Erzählung für Knaben von Max Felde. Mit 27 Abbildungen. Gebunden 3 Mark 50 Pf.

**Unter Mongolen und Wilden.** Eine Erzählung für Knaben von Maximilian Kern. Mit 13 Abbildungen. Gebunden 3 Mark 50 Pf.

### Für Mädchen:

**Das Kränzchen.** Illustriertes Mädchen-Jahrbuch. 29. Band. Ein 828 Seiten starker Quartband mit 560 Abbildungen und 17 Kunstbeilagen. Gebunden 12 Mark. „Das Kränzchen“ kann auch in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich 2 Mark 40 Pf.

**Der Jugendgarten.** Eine Festgabe für Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren. Erzählungen ersten und heiteren Inhalts, Gedichte, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte, Beschäftigungen, Sport und Spiele. 42. Band. Mit 135 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. Gebunden 5 Mark 75 Pf.

**Aus sonnigen Tagen.** Kurze Geschichten für Mädchen im Alter von 9–14 Jahren von Henny Koch. Mit einem Titelbild und 12 Textbildern von Fritz Groteneuer, Eduard Cucuel, K. B. Doubel, J. Mukarowsky und S. Grobet. Gebunden 5 Mark 25 Pf.

**Das Rätsel von Grünweide.** Eine Erzählung für Mädchen von Johanna Klemm. Mit einem Einschaltbild und 25 Abbildungen im Text von M. Barascudis. Gebunden 5 Mark 25 Pf.

**Die verborgene Handschrift.** Eine Erzählung für Mädchen von Henny Koch. Mit 26 Abbildungen. Gebunden 3 Mark 50 Pf.

..... Zu haben in allen Buchhandlungen. ....

## Gute Bücher für den Weihnachtstisch

**Das Buch vom Großen Krieg.** Von Generalleutnant a. D. Baron v. Ardenne und Dr. Hans F. Helmoltz. 2 Bände in Groß-Quart-Format mit über 500 Abbildungen und Karten sowie vielen ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. In Leinen gebunden jeder Band 14 Mark 50 Pf. Der erste Band liegt vor, der zweite folgt nach Friedensschluß.

Militärschriftsteller und Historiker schufen in harmonischer Zusammenarbeit ein militärisch-politisches Werk, das nach Anlage und Ausstattung unter die beachtenswertesten literarischen Erzeugnisse über den Krieg eingereicht zu werden verdient. Wir wünschen dem Werke weiteste Verbreitung in militärischen und nichtmilitärischen Kreisen. Militär-Wochenblatt, Berlin.

**Vorderasien und Ägypten** in historischer und politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht. Gezeichnet von Dr. Albrecht Wirth. Mit 82 Abbildungen und einer Karte. Geheftet 11 Mark, gebunden 13 Mark.

Wirth versteht es, wie wenige Gelehrte, die Fülle seines Wissens und seiner auf Reisen gemachten Beobachtungen für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Er schneidet wissenschaftliche Fragen an und gibt als Politiker praktische Ringe für alle, die auf den Orient ihr Augenmerk richten. Gute Kenntnis der Literatur, die Gabe anziehender Darstellung offenbart das Buch, das mit vorzüglichen Abbildungen ausgestattet ist. Schließlich besitzt es noch einen Vorzug, den man bei manchen umfangreichen Werken leider oft vermisst, ein gutes Register. Frankfurter Kurier, Nürnberg.

**Hans Eisenhart.** Ein deutsches Flottenbuch. Herausgegeben von Graf Fernstoff, Korvettenkapitän a. D. Mit 194 Abbildungen im Text, 4 mehrfarbigen und 16 einfarbigen Kunstbeilagen nach Originalzeichnungen von Ferdinand Lindner. 11.—13. Tausf. Geb. 10 Mark.

Hans Eisenhart ist keine bloße Seegeschichte. Es ist ein nationales Marine-Volksbuch, welches mit der Erzählung nicht allein den Werdegang eines Seemanns gibt, sondern auch geschichtlich und technisch die Entwicklung unserer Seemacht schildert. Ein Buch für alt und jung, für alle Berufs- und Gesellschaftskreise.

## Romane von Georg Hartwig (Emmy Koeppel)

### Haus Bickenbach.

Roman. 2. Auflage. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark.

### Willst du dein Herz mir schenken —. Roman.

3. Aufl. Geheftet 5 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark 50 Pf.

### Wenn du mich liebst.

Roman. 3. Aufl. Geheftet 5 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark 50 Pf.

### Die Generalstochter.

Roman. 2. Aufl. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark 80 Pf.

### Das Rätsel von Kronfeld.

Roman. 2. Aufl. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark 80 Pf.

### Wär' ich geblieben doch!

Roman. 5. Aufl. Geheftet 5 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark 50 Pf.

### Der blaue Diamant.

Roman. 3. Aufl. Geheftet 5 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark 50 Pf.

..... Zu haben in allen Buchhandlungen. ....



# Paschens orthopädische Heilanstalt, Dessau I (Anhalt)

Älteste und größte Anstalt Norddeutschlands. Preisgekrönt auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Gegründet 1885.



Vor der Behandlung.

## Rückgrat-Verkrümmungen

Gelenkentzündungen, Lähmungen, Klumpfüße usw. werden bei Erwachsenen und Kindern mit bestem Erfolg behandelt, ebenso

## Versteifungen

infolge von Verwundungen im Feldzuge, nach Knochenbrüchen, Gicht und

## Rheumatismus.

Ohne Operation.

Ohne Gipsverband.

Ohne andauernde Bettruhe.

Medico-mech. Zander- sowie Röntgen-Institut.

Schwedische und elektrische Massage, Elektr. Lichtbäder, Heißluftbäder usw.

Kriegsteilnehmern Vergünstigung.



Nach der Behandlung.



Vor der Behandlung.  
Prospekte kostenlos.



Nach der Behandlung.  
(Nachdruck verboten.)



## Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen**. Aeußerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

**Hans Sieger, Bonn a. Rh.**



## Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello“ verbessern. Modell 20 übertrifft an Vollkommenheit alles, — ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinträchtigten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Jll. Beschreibung umsonst.

Bisher 100 000 „Zello“ versandt. Preis M. 5.—, M. 7.— und M. 10.— und 10% Teuerungs-Aufschlag mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist L. M. Baginski, Berlin W. 153. Winterfeldtstr. 34.

Biblioteka Główna UMK



300020176213

